

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Sopocie

Wydział Skandynawski

~~S 1409 II~~

Georg Leibbrandt

MANTEUFFEL-KATZDANGEN

Meine Siedlungsarbeit in Kurland

Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Sammlung Georg Leibbrandt

Band 5:

Manteuffel-Katzdangen

Meine Siedlungsarbeit in Kurland

SAMMLUNG GEORG LEIBBRANDT

BAND 5

QUELLEN UND MATERIALIEN ZUR ERFORSCHUNG DES DEUTSCHTUMS IN OSTEUROPA

IM AUFTRAGE HERAUSGEGEBEN

VON

E. MEYNEN



1 9 4 1

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

S15648 1080458 Inst. Balt.

MEINE SIEDLUNGSARBEIT IN KURLAND

VON

KARL FREIHERR VON MANTEUFFEL

gen. ZOEGE-KATZDANGEN

DR. DR. H. C. KREISMARSCHALL A. D.

Mit 2 Karten



1 9 4 1

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

Zuschriften, die die Schriftenreihe betreffen, sind zu richten

Dozent Dr. E. Meynen, Berlin C 2, Burgstraße 28

Nie wypożycza się do domu

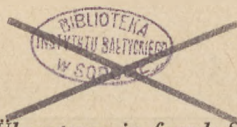


Biblioteka Główna
Uniwersytetu Gdańskiego



1100545296

|| 410387



*Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten · Copyright by
S. Hirzel in Leipzig 1942 · Printed in Germany · Druck von A. Heine GmbH., Gräfenhainichen*

D 401/24/09

205

Vorwort

Die Quelle zur deutschen Siedlungsgeschichte im Osten, die hier veröffentlicht wird, ist anderer Art, als das in den ersten Bänden der Sammlung Georg Leibbrandt dargebotene Material. Es ist der Bericht eines einzelnen Mannes, der als erster die Ansiedlung deutscher Bauern in Kurland betrieb und dieser Aufgabe in beispielhafter Opferfreudigkeit lange Jahre hindurch sein Einkommen, seine Zeit und seine ungeteilte Kraft widmete.

Karl Freiherr von Manteuffel gen. Zoëge ist 1872 in Kurland geboren als Sohn eines ritterlichen deutschen Geschlechts, das, im 13. Jahrhundert eingewandert, seit dem Anfang des 14. im Baltenland nachweisbar, im 17. Jahrhundert den Namen Manteuffel annahm. 1520 erwarb der Ahnherr Karl Soye durch Heirat Güter in Kurland, darunter das Gut Katzdangen, das seitdem ununterbrochen im Besitz der Familie blieb; der Verfasser dieser Aufzeichnungen besaß Katzdangen in dreizehnter Generation.

Der Großvater Manteuffel, geb. 1820, war kurländischer Landesbevollmächtigter, d. h. Führer der kurländischen Ritterschaft; der Vater, geb. 1846, Kreismarschall von Hasenpoth, wie später der Sohn. Die Großmutter väterlicherseits war eine Fürstin Lieven aus dem bekannten 1826 gefürsteten kurländischen Geschlecht, das sich so oft im russischen Staatsdienst ausgezeichnet hat. Mütterlicherseits ist Karl Freiherr v. Manteuffel ein Urgroßsohn des Gouverneurs von Livland Georg von Fölkersahm, mithin ein Großneffe des livländischen Bauernreformers Hamlikar von Fölkersahm, des bedeutendsten Staatsmannes, den das baltische Deutschtum im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Die Großmutter mütterlicherseits ist durch ihren Vater, den Kammerherrn Alexander Walujew, zur Hälfte russischer Abstammung; der russische Innenminister unter Alexander II., Graf P. A. Walujew, war in doppelter Verwandtschaft Vetter und Onkel der Mutter Karl von Manteuffels.

Nach der Reifeprüfung am damals noch deutschen Mitauer Gymnasium (1888) verbrachte Manteuffel mehrere Jahre in Deutschland, zuerst bei den preußischen Manteuffels (dem späteren Herrenhausvorsitzenden, Sohn des Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel), dann in Bonn zum Studium, das er 1899 mit der Erwerbung des Dr. phil. in Halle abschloß. Große Reisen, die ihn u. a. nach Frankreich, Italien und England führten, erweiterten seine Weltkenntnis. 1900 kehrte er nach Kurland zurück. Entgegen seinen Jugendwünschen, die ihn in den auswärtigen Dienst des Reiches wiesen, fand Karl von Manteuffel hier seine Lebensaufgabe. „Ich wurde“, sagt er selbst in seinen Erinnerungen, „der Katzdangensche“.

Der geschichtliche Wert dieser Aufzeichnungen liegt in der ungewöhnlichen völkischen Leistung des Verfassers, von der sie berichten, ihr Reiz in der ursprünglichen und eigenwilligen Kraft der Schilderung, die ihre Wirkung vor allem der

Persönlichkeit des Verfassers verdankt. Karl Freiherr von Manteuffel hat das Schicksal vieler seiner baltischen Standesgenossen geteilt: 1905 wurde sein an Erinnerungen reiches Schloß von den Revolutionären niedergebrannt; während des Weltkrieges, 1915—1917, war er seiner deutschen Gesinnung wegen nach Vjatka verbannt; 1919 hat er die Heimat verlassen müssen und seinen großen Besitz verloren. Aber ein unbeirrbarer Glaube an die deutsche Sendung im Osten erhielt ihm das Feuer der Jugend. 1921 schrieb er die kleine Schrift „Deutschland und der Osten“¹⁾, die in drei Auflagen für den Gedanken der deutschen Ostsiedlung warb, und früh schon bekannte er sich zur Bewegung Adolf Hitlers, die er als ein göttliches Werkzeug zur Rettung Deutschlands begriff.

Die Persönlichkeit des „Katzdangenschen“, der zu den führenden Männern des untergegangenen Kurland gehörte, hat einen echten und starken Ausdruck gefunden in zahlreichen Gedichten, Liedern und Versen, in denen er Welt und Gott, Kunst und Liebe, Volk und Heimat erlebte²⁾. Manch eine Zeile, im Alter entstanden, zieht die Summe aus Einsichten und Erfahrungen eines langen Lebens, das niemals sich selber gehörte: „Nur, was ich verschenkt, vergeben, / Wurde mein für alle Zeit.“ Wie ein Motto stehn in gewissem Sinne auch über seinem Siedlungswerk die Worte:

„Was ich besaß, das hab ich fortgegeben,
Ich gab mich selber hin,
Dies bleibt vom wunderreichen Leben
Mein einziger Gewinn.“

Die volkspolitische Leistung Manteuffels, der in einigen Jahren vor dem Weltkrieg auf seinen Gütern in Kurland rund 4000 deutsche Bauern ansiedelte, kann nur aus dem zeitgeschichtlichen Zusammenhang richtig verstanden und gewürdigt werden. Dem baltischen Deutschtum erstanden damals, nach den bösen Erfahrungen der Revolution von 1905, einzelne Siedlungspolitiker, die nur noch von der Schaffung eines starken deutschen Bauernstandes die Rettung des Deutschtums der Ostseeprovinzen erwarteten. Was ihrem Wirken in der an Rückschlägen so reichen deutschen Siedlungsgeschichte des Ostens für immer ihren Rang sichert, ist der opferstolze und gefahrverachtende Wagemut, mit dem sie ans Werk gingen, ein Erbteil alter Kolonialtradition. Neben dem Katzdangenschen Manteuffel, der das Beispiel gab und mit seiner wahrhaft großen Opferwilligkeit, seiner Uneigennützigkeit und Tatkraft ein Beispiel blieb, wirkte in Kurland in großem Stil vor allem Silvio Brödrich-Kurmahlen³⁾. Sie und ihre Gesinnungsgenossen haben 1906 bis 1914 in Kurland rund 135 000 Morgen mit rund 15 000 deutschen Bauern besiedelt. Livland folgte in kleinerem Maßstab, während in Estland die alte Ungunst des Bodens und des Klimas den Plänen der politischen Führer dieselben

¹⁾ K. Frhr. v. Manteuffel gen. Zoege-Katzdangen: Deutschland und der Osten, München-Berlin 1921.

²⁾ Ders.: Erlebte Lieder. 2. verm. Auflage, München-Berlin 1938.

³⁾ S. Brödrich hat über seine Siedlungsarbeit wiederholt berichtet, u. a. im Archiv für Innere Kolonisation 1915—1917. Vgl. R. Schulz: Der Deutsche Bauer im Baltikum, Berlin 1938.

Schwierigkeiten entgegensetzte, die schon immer dem Gedanken deutscher Bauernsiedlung im Baltenland hindernd im Wege gestanden hatten.

Nur ein einheitlicher, zusammenfassender und ausgleichender Wille, nur ein moderner volkspolitischer Aktivismus hätte dieser Schwierigkeiten Herr zu werden vermocht. Während des Weltkrieges haben die deutschen Ritterschaften des Baltenlandes einen großangelegten Versuch unternommen, die Voraussetzungen für eine deutsche Bauernsiedlung zu schaffen. In der Zeitfolge, wie die deutschen Truppen das Land befreiten und besetzten, hat eine der alten deutschen ständischen Körperschaften nach der andern ein Drittel ihres Landbesitzes freiwillig für die Ansiedlung deutscher Bauern zur Verfügung gestellt. Vorangegangen war am 29. August 1915 der kurländische Landtag. Der Zusammenbruch vom November 1918 machte all diesen Plänen ein Ende.

Der Ausschnitt aus den Aufzeichnungen Baron Manteuffels, der hier drei Jahre nach dem Abschluß der Niederschrift (1938) herausgegeben wird, umfaßt seine Wirksamkeit in Kurland, in der das Revolutionsjahr 1905 einen tiefen Umbruch herbeiführte. Grundlegend änderte sich seine Einstellung zum lettischen Volk, wenn er auch immer bereit blieb, Unterscheidungen zu machen und die ehrlich dem Deutschtum zugewandten Teile des Volkes in ihrer charakterlichen und politischen Haltung gelten zu lassen. Das Urteil über die Siedlungsmethoden ist offensichtlich durch persönliche Erfahrungen mit den staatlichen Siedlungsgesellschaften der Systemzeit bestimmt. Gerade auf diesem Gebiet ist der Wandel, der sich in unserem Volk dank den neuen Wertsetzungen des Nationalsozialismus vollzogen hat, besonders greifbar und spürbar, und niemand wird freudiger bereit sein, die großen siedlungspolitischen Erfolge, die sich im Osten anbahnen, zu würdigen, als der alte Vorkämpfer eines gesunden und straff geführten deutschen Bauerntums.

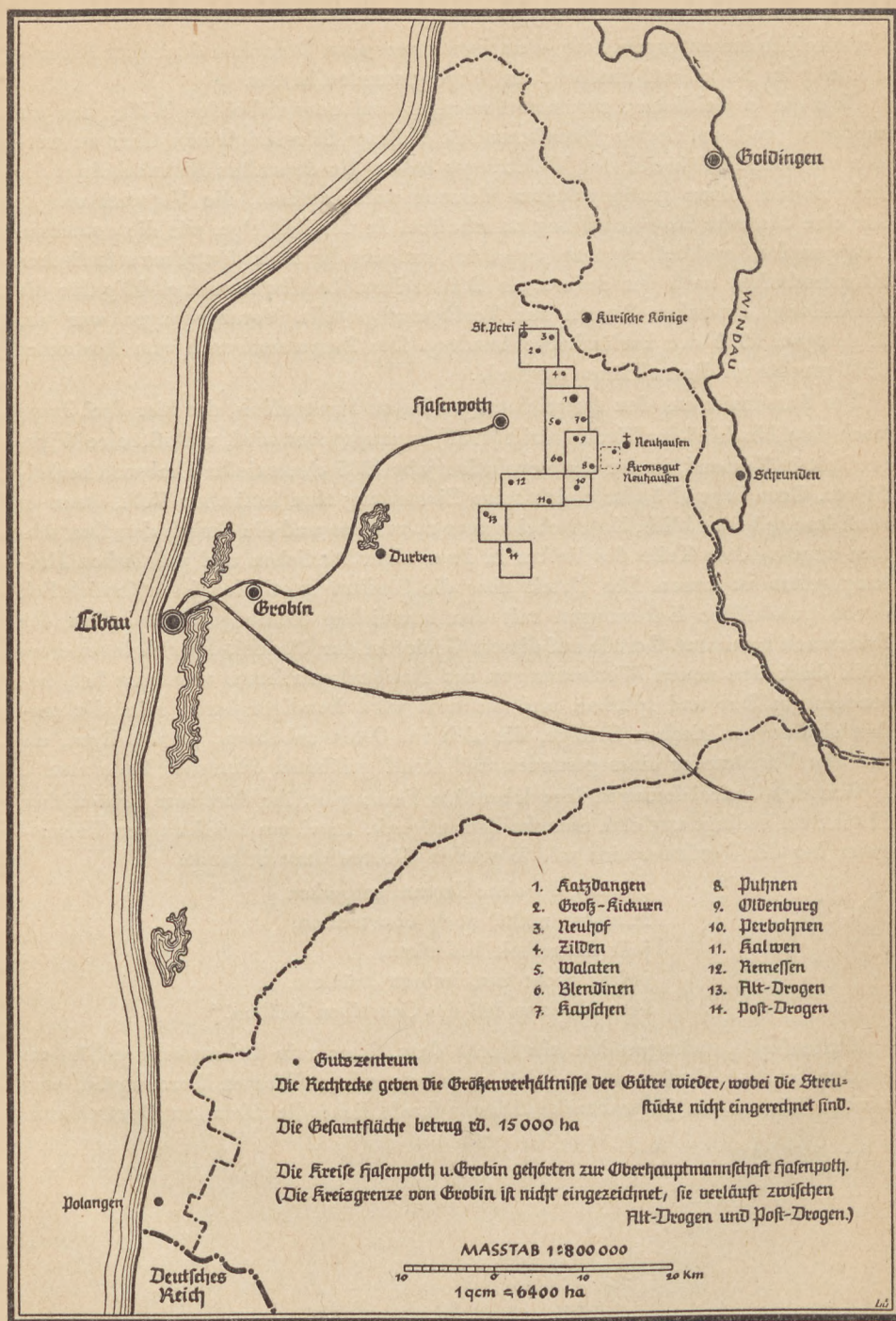
Was den Aufzeichnungen ihre lebendige Farbe gibt, ihr durchaus persönlicher Charakter, bedingt zugleich manche Einseitigkeit. In einem Brief an den Herausgeber hat der Verfasser sich mit folgenden Worten dazu bekannt:

„Willst du ohne Irrtum schreiben,
mindern nicht, noch übertreiben,
jede Einzelheit bedenken,
jedem recht tun, keinen kränken,
Freund, dann laß das Schreiben bleiben!“

Manteuffel-Katzdangen hat ein Recht dazu, über sein Lebenswerk gehört zu werden, und er darf erwarten, daß man aus seinen Worten herauspürt, was seinem Wirken die jugendstarke Schwungkraft lieh: die Liebe zu Deutschland.

Im Juli 1941.

D. H.



Die Katzdanger Güter vor der Enteignung 1919

*Nicht seine Länge, sondern die Fülle
und Kraft seiner Erlebnisse bestimmen
den Wert eines Lebens.*

Ich bin Gott dankbar, viel erlebt zu haben. Nie habe ich ein beschauliches Dasein ersehnt, wie es meinem Großvater und Vater beschieden war, im stillen, engen Kurland, ausgefüllt von Landwirtschaft, Jagd, Familienereignissen und immer mehr entmachteter Landesführung, ein Leben, vielleicht zu Hause gesegnet und nach außen mit einigen Ehrenämtern gekrönt. Lieber wollte ich auf dem offenen Meere des Schicksals Sturm und Wellengang erleben; ich ahnte nicht, daß der Orkan des Weltkrieges mich so bald schon im Heimathafen selber erreichen und mein Lebensschiff zertrümmern würde. Und doch ziehe ich mein Schicksal auch heute noch einem ereignislosen Dasein vor. Freilich wäre es schöner gewesen, die Erdenreise als Habenichts zu beginnen und als Majoratsherr zu beschließen statt umgekehrt, und ebenso hätte ich es vorgezogen, das Vertrauen der Ritterschaft und ihre Zuneigung im Alter, wo ich sie auch mehr verdient hätte, zu genießen, anstatt in der Jugend, wo man so manches Geschenk des Schicksals nicht genügend zu schätzen weiß. Aber nicht jeder Lebensroman endet mit einem „Happy end“; man muß zufrieden sein, wenn er wenigstens spannend war.

In Katzdangen

Ich war erst kurze Zeit von der Deutschen Hochschule heimgekehrt, als die Freunde meines Großvaters mich, den in öffentlichen Angelegenheiten noch Unbewanderten, dem Lande schon etwas Entfremdeten, in den Landtag und auch dort gleich in den wichtigsten Ausschuß wählten. Durch sie bin ich dann bald, abermals ohne viel Verdienst, auch Kreismarschall geworden. Diese ehrenamtliche Stellung hatte auch mein Vater innegehabt. Sie entsprach ungefähr der eines preußischen Landrates. Wie leicht bezieht man solch ein Entgegenkommen auf die eigene Person, während es doch nur auf Gewohnheit und Überlieferung gegründet ist.

In jenen Jahren habe ich gerade von den älteren, oft so ehrwürdigen Herren der Ritterschaft so viel Vertrauen, so viel Nachsicht und Güte erlebt, daß spätere Erfahrungen mit Persönlichkeiten der Nachkriegszeit meine Dankbarkeit gegen die alte, vornehme und gerechte Ritterschaft nie auslöschen können. So wäre es mir auch schwer gefallen, das Vertrauen und die Hoffnungen jenes alten Katzdanger Freundeskreises zu enttäuschen, um so mehr, als ich damals

gerade in seinem Sinne wirken konnte. In der Ritterschaft gab es zwei Parteien, die sich im Landtage bekämpften und in der Landesvertretung je nach den Wahlergebnissen ablösten, eine mehr völkische, die in grundsätzlicher Ablehnung alles Russischen und selbst auf Kosten augenblicklicher Vorteile vornehmlich für Deutschtum und Protestantismus eintrat, während sich die andere, gewiß auch deutsche, aber doch zeithörigere vor allem für Adel und Großgrundbesitz einsetzte und, um deren Belange zu wahren, vor den Russen zu deutschen Opfern bereit war¹⁾, im ganzen also nüchterner und wirtschaftlicher, aber eigennütziger und auch junkerhafter dachte als jene erste Richtung, die fester zu ihren Grundsätzen, Hochzielen und Gemeinpflichten stand (Anm. 1). Auch sie betonte das uns allen angeborene Treuegefühl gegen den Staat und vor allem gegen den Zaren, freilich mit dem Hinweis, daß wir dem russischen Reiche um so besser nützen könnten, je mehr wir deutsch blieben, da weltanschauliche Überläufer nichts taugten; ein Gedankengang, der den meist grundsatzlosen Russen wohl unverständlich blieb. Die Parteistellung des Einzelnen war vielfach nicht verstandesmäßig, sondern oft durch Gemütsart und Überlieferung bestimmt. So erschienen ganze Verwandtenkreise für immer der einen oder der anderen Richtung verschrieben; zuweilen aber wechselte die Einstellung, indem der Sohn nicht dem Vater, sondern dem Großvater in seiner Gesinnung folgte, wie es ja auch sonst zu beobachten ist, daß der Enkel eher dem Großvater als dem Vater gleicht, ja gleichen will. So war es auch in Katzdangen. Ich neigte von Jugend auf zur deutschbetonten Richtung meines Großvaters, und da nun deren Anhängerschaft mich für sich beanspruchte und auch zufällig für manche Stellung keinen älteren Anwärter hatte, so konnte ich mich ihren Wünschen schon meiner Gesinnung wegen nicht entziehen.

Aber vor allem waren es gemeinnützige Aufgaben, die mich in Kurland festhielten. Ich hatte ja auf der Hochschule Sozialpolitik gehört und war nun glücklich, vieles, was ich dort gelernt hatte, sachlich zu erproben. Dazu kam die alte, schöne Katzdanger Überlieferung. Ich hatte meinen Großvater sehr lieb gehabt und wollte nun in seinem Sinne weiter wirken. Auch zwang mich die Pflicht, an manche alten Fäden anzuknüpfen. Da waren verdiente Beamte, die in meiner Abwesenheit zu Unrecht zurückgesetzt worden waren, bejahrte Arbeiter, die versorgt sein wollten, Bauern, die mir ihre Streitigkeiten sofort vertrauensvoll zur Schlichtung vortrugen. Ich sah manches Verfehlt, das gesühnt und ausgeglichen, manche Not, die behoben werden mußte; lag doch in diesem noch ganz urväterlich

¹⁾ Der politische Gehalt des ritterschaftlichen Parteiwesens in den Ostseeprovinzen, das in Livland am stärksten ausgebildet war, ist nicht leicht zu fassen. Das oft angewandte Gegensatzpaar konservativ-liberal trifft das Verhältnis nicht. Daß sich die Meinungsverschiedenheiten hauptsächlich in der Frage der Taktik gegenüber der russischen Regierung entwickelten, ist natürlich. Im Grunde handelt es sich, jedenfalls bei den führenden Persönlichkeiten, um die Zugehörigkeit zu zeitgeschichtlich verschiedenen Haltungen: hier standen nebeneinander Männer einer in sich geschlossenen altertümlich-ständischen Welt und Vertreter der neuen nationalpolitischen Gesinnung. Daraus mußten sich viele Spannungen ergeben. — Die kurländischen Parteikämpfe sind wissenschaftlich noch gar nicht untersucht. Für Livland R. Wittram, „Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum während der Reformepoche des 19. Jahrhunderts“, Riga 1934.

geordneten Lande so vieles beim Gutsbesitzer. Hier gab es noch keine Sozialgesetzgebung (Anm. 2), und ebenso war es verständlich, daß das Volk bei seinem mangelnden Vertrauen zu den russischen, ihm nach Sprache und Art fremden Beamten und Richtern sich an den ihm so viel näher stehenden Gutsherrn wandte. Vom frühen Morgen an drängten sich die Hilfe und Rat Suchenden vor meiner Tür. Es gab Tage, an denen ich über hundert von ihnen empfing. Zuweilen kamen auch große Abordnungen und, wenn ich mich endlich zu meinem arg verspäteten Mittagsmahl setzte, sah ich, wie sich schon wieder neue Ankömmlinge auf dem Schloßplatze sammelten.

Natürlich beging ich zunächst viele Fehler; ich war jung und uncufahren, und die Seele der Letten war mir zu fremd. Ich gehörte zu den vielen im Lande, die unter allen Umständen eine friedliche Lösung des Gegensatzes zu den Letten finden wollten. Die wir das lettische Volk, mit dem wir aufgewachsen waren und ohne das wir unsere Heimat und unsere Jugend nicht denken konnten, im Grunde des Herzens doch liebten, viel mehr liebten, als wir uns eingestehen mochten, wir alle wollten uns gerne jener Täuschung hingeben, daß die uns unverständlichen Eigenschaften der Letten die Fehler des „kleinen Mannes“, des uns sonst unbekannten Bauern schlechthin wären. Diese unsere einstige, auf dem Mangel an Vergleichsmöglichkeiten beruhende heimatliche Zuneigung zu den Letten findet sich auch noch im älteren baltischen Schrifttum. Wir kannten damals den unabänderlichen Unterschied der Rassen noch nicht, der hier freilich teilweise dadurch verdeckt war, daß sich unter den Letten viel deutsches Mischblut und verlettetes Deutschtum befindet, das dann doch wieder deutsche Wesensart aufweist und das Urteil über die Letten als Volk erschwert. Unter dem alles bedrohenden russischen Druck sahen viele das einzige Mittel, die deutsche Gesittung des Landes zu retten, in einer Verständigung mit den Letten und weitergehend in dem Versuch, sie „durch die Macht der Liebe“ dem Deutschtum einzugliedern. Ob dies wünschenswert, ob es jemals möglich war, ist fraglich. Damals war es jedenfalls schon zu spät, wie der Aufruhr von 1905 alsbald beweisen sollte, der allen solchen Hoffnungen ein jähes Ende setzte. Ein herbes Schicksal ließ diesen letzten Versuch deutschen Hochwillens scheitern.

Auch ich bin damals dieser falschen Hoffnung erlegen und habe ihr kostbare Jahre, viel Arbeit, Sorge und Liebe geopfert. Mir schien es richtiger, diese nächstliegende Aufgabe zu ergreifen, statt zur Rettung des Baltentums den weiten Weg über Berlin zu suchen. Ich vertrat meine Auffassung auch öffentlich, so daß ich manchen Zeitgenossen, die meine deutschen Beweggründe nicht erkannten und die Begriffe „sozial“ und „demokratisch“ nicht auseinanderhielten, als „liberal“ erschien.

Zunächst suchte ich die Verhältnisse auf meinen Gütern zu regeln, was bei der lettischen Artung nicht immer leicht war. Es war in meiner Abwesenheit viel Unehrlichkeit, Bestechung und Günstlingswirtschaft eingedrungen; überall gab es Verdächtigungen und bewußte Verleumdungen, stieß man auf Klüngel, die einander bitter befeindeten, dafür aber ihre Verwandten und Freunde arg begünstigten. Kaum war die eine Gruppe gestürzt, so bildeten ihre siegreichen

Gegner eine neue, ebenso gefährliche. Ich bemühte mich, die schlechten Beamten durch bessere, selber ausgesuchte zu ersetzen und dem eingedrungenen Unwesen dadurch zu steuern, daß ich meine Tür allen offenhielt: jedermann wußte, man könne mir unter vier Augen alles sagen. Und doch, wer vermag einem Menschen auf den Grund der Seele zu schauen, welcher Leiter eines größeren Unternehmens kann seiner Untergebenen ganz sicher sein! Dies gilt schon für Deutsche, hier aber handelte es sich um Letten, denn nur die obersten Beamten und die Handwerker waren Deutsche, alles andere jedoch Letten, die beim Rückgange der deutschen Bevölkerung immer mehr vordrangen. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, lettische Angestellte nur aus meinem eigenen Gebiet zu nehmen und nach sorgfältiger Auslese allmählich aufsteigen zu lassen. So ist mancher Knecht Unterverwalter geworden. Begabtere junge Leute ließ ich auf meine Kosten Ackerbau, Viehzucht und Fischerei in Fachschulen erlernen und sandte auch einige zur Vollendung ihrer Ausbildung nach Deutschland. Durch hohe Gehälter, Sondervergütungen und reiche Geschenke, vor allem aber durch menschliche Beziehungen suchte ich sie an mich zu fesseln. Da ich nichts vom eigentlichen Ackerbau verstand, habe ich auf den Aufbau des Gesamtbetriebes, vor allem auf die Auswahl meiner Beamten um so mehr Zeit und Sorgfalt verwandt und schließlich auch manches erreicht. Viele meiner Angestellten waren nicht nur tüchtig, sondern auch durchaus zuverlässig. Katzdangen galt als ein Gut, auf dem nicht gestohlen wurde, was man nicht von vielen Gütern Kurlands sagen konnte, und ein von mir empfohlener Beamter war gewiß, überall eine gute Anstellung zu finden.

Es war selbstverständlich, daß die Beamten, deren Gehalt ebenso wie das der Knechte mit jedem Dienstjahre nach einem festgesetzten Satze stieg, im Alter Ruhegehälter, freie Wohnung und Versorgung von mir erhielten. Meinen Knechten hatte ich von vornherein neuzeitliche Wohnungen gebaut, schönere, als sie es anfangs verlangten. Ebenso schuf ich ein Altersheim für sie, zahlte ihnen Altersrenten und hatte schließlich eine Sozialversicherung auf allen Gebieten durchgeführt, die, freilich auf meine Kosten, ohne großen Beamtenkörper, dafür aber um so besser arbeitete.

In Katzdangen war schon immer ein Arzt vom Gute angestellt, der zu Zeiten meines Großvaters die ganze Gemeinde, später nur die Gutsleute unentgeltlich behandelte. Auch die Apotheke, die ebenso wie das Doktorhaus ihre letzte bauliche Form unter mir durch den vorzüglichen reichsdeutschen Künstler Reynier, einen Schüler Schultze-Naumburgs, erhalten hatte, war zunächst mit ihren sämtlichen Mitteln für alle Ortsbewohner frei. Später wurden für jede Arznei 20 Pfennig zugunsten der Armen erhoben, da mit den kostenlosen Heilmitteln Mißbrauch getrieben worden war. Neben der Arztwohnung errichtete ich ein Krankenhaus, wo jeder Katzdanger von einer geprüften Schwester unentgeltlich gepflegt werden konnte.

Aber noch mehr lag mir der Stand der lettischen Bauernhofbesitzer am Herzen. Mein Wirken in Katzdangen war vor allem auf eine Zusammenarbeit mit ihm und für ihn angelegt. Bei ihm war eine feste Überlieferung und staatsserhaltende Gesinnung noch am ehesten zu erwarten; ihn zu stärken und zu heben, dem Deutsch-

tum anzunähern und ihn mir und meinem Hause zu befreunden, erschien mir als vornehmste Pflicht, zugleich aber als Schutz gegen den drohenden Umsturz. Ich sagte mir, daß ein Land mit einer starken und gesunden Schicht kleiner Grundbesitzer keinen sozialdemokratischen oder gar kommunistischen Bestrebungen Raum biete. Das Jahr 1905 hat mich dann freilich bitter enttäuscht; denn, wenn die Bauern im allgemeinen auch nicht sozialistisch dachten, so machten doch fast alle den Aufruhr aus nationalistischen Gründen mit. In der Erwägung, daß das Lettentum gesittungsmäßig nichts Selbständiges geleistet hatte, daß es rassisch ebensowenig als etwas Eigenes, sondern nur als Mischung zu verstehen war, habe ich die Macht des lettischen Volksbewußtseins unterschätzt. Immerhin konnte ein ernsthafter Versuch zu einer deutsch-lettischen Annäherung, wenn überhaupt, nur beim Bauernstande einsetzen. Während die Beamten und Knechte einem gewissen Wechsel unterworfen blieben, bildeten die „Wirte“ eine dauerhafte, bodenständige Schicht. Ihre Höfe waren seit Menschengedenken in den Händen derselben Geschlechter und würden es, so dachte ich, ebenso sicher bleiben wie Katzdangen in meiner Familie. Wenn überhaupt, so war nur mit ihnen eine bodenständige, auf Überlieferung fußende Freundschaft zu pflegen. So sorgte ich dafür, daß sie ihre Höfe hoben und selber vorankamen. Mein Großvater hatte manchen Bauernsohn auf seine Kosten auf die Hochschule geschickt; ich habe solche Unterstützungen freilich nur Deutschen zugewandt, denn zu meiner Zeit entwickelten sich lettische Hochschüler nicht mehr, wie früher, zu Deutschen, sondern meist zu nationalistischen, umstürzlerischen lettischen Führern. Aber als ein Bauernsohn durch die Schuld seiner Vormünder seinen Hof verlieren sollte, gab ich ihm, als er großjährig geworden war, doch gerne das Geld, alle Schulden zu bezahlen und seine Wirtschaft unter meiner Fürsorge neu aufzubauen. Wie meine eigenen Leute brachten auch die Bauernhofbesitzer ihre Beschwerden und Sorgen zu mir, und ich mußte sie bei Heiratsplänen, Familienzwisten und Rechtshändeln beraten. Ich hielt ihnen unentgeltlich Zuchttiere, suchte ihren Pferde- und Viehstand zu heben und ebenfalls ihre Anteilnahme für die eben erst durch meinen Vater in Kurland eingeführte Fischzucht zu wecken. Ich richtete Körungen und Wettbewerbe ein und war auf die Erfolge meiner Bauern stolzer als auf die meiner eigenen Wirtschaft. Ich sorgte auch für ihre Gärten, schenkte ihnen seltene Obstbäume, die ich bei der großen Anzahl der Empfänger immer zu Hunderten aus Deutschland bezog, und ein jeder von ihnen konnte in meinem Garten Ableger von Bäumen, Sträuchern und Blumen umsonst erhalten. Wie glücklich war ich, wenn sie davon Gebrauch machten. Als in einem an der Landstraße gelegenen Teile des Parkes immer wieder Bäumchen einer seltenen Art verschwanden, ließ ich am Sonntag von der Kanzel verkünden, daß ich den unbekannten Täter bäte, sich diese Pflanzen in besserem Zustande bei meinem Gärtner ohne Zahlung geben zu lassen, statt sich die Mühe des Ausreißens zu machen. Ich weiß nicht, ob der Baumliebhaber dieser Bitte nachkam; jedenfalls hörten die Diebstähle sofort auf. Als meine Bauern mich bei meiner Heimkehr aus dem russisch-japanischen Kriege feierlich und freudig empfingen, schenkte ich für jeden Bauernhof einen seltenen Baum, den ich in

Kurland einführen wollte, und ließ für jeden Besitzer eine von einem der besten Künstler des Landes, Purvit, entworfene silberne Denkmünze prägen, die dann freilich von einigen ihrer dankbaren Inhaber in der Zeit der Deutschenhetze zu Beginn des Weltkrieges den Russen als Beweis meiner „Verräterei“ vorgelegt wurde, weil mein Wappen auf ihr einen einköpfigen Adler zeigte, der als „Preußischer Adler“ verdächtigt wurde. Das gleiche geschah damals auch an einer Kirche, die ich einer armen Gemeinde mit viel Liebe, ebenfalls durch Reynier, hatte erbauen lassen. An ihr war mein Wappen mit dem gleichen unheimlichen, in Wirklichkeit Zoegesehen Adler angebracht. Es wurde denn auch, kaum daß ich nach Wjatka verbannt war, von den um das russische Vaterland besorgten lettischen Eingepfarrten heruntergerissen.

Eine Reihe von Einrichtungen galt der ganzen Gemeinde, so das Teehaus, das an die Stelle der viel besuchten Katzdanger Hofschenke trat, die ich zu meinem geldlichen Schaden, aber zum größeren, sittlichen Nutzen der Gemeinde eingehen ließ. Hier konnte jedermann um ein Billiges Tee oder andere alkoholfreie Getränke erhalten. Hier lagen auch gute deutsche und lettische Zeitungen aus; es gab Brettspiele, und die von mir gestiftete reichhaltige deutsche und lettische Volksbücherei war im gleichen Hause untergebracht. Aus ihr konnten die Bücher gegen einen geringen, den Armen zufallenden Betrag entliehen werden. Nicht weit davon im Parke war die öffentliche Kegelbahn. Aber Kegeln war ein Spiel, das den Letten nicht lag und erst später von den deutschen Siedlern eifriger gepflegt wurde. Da die lettische Gemeinde ihre Armen sehr schlecht versorgte — der Lette ist darin hart —, erbaute ich ihr ein größeres, durch mich unterhaltenes Armenhaus, wo eine ältere Barmherzige Schwester die Alten pflegte, während eine jüngere das ebenfalls von mir errichtete Kinderheim betreute.

Es bot mir stets neue Anregung und Freude, die äußere und innere Gestaltung all dieser Gebäude ausführlich mit Sachverständigen zu beraten. Ich bestimmte selber jeden Anstrich, ließ die Möbel nach neuzeitlichen Vorbildern herstellen, hängte schöne Stiche und Holzschnitte hinein und brachte auch vom Schlosse manches gute Hausgerät, eine alte Standuhr oder eine edle Radierung mit. Baltische Künstler, von denen immer der eine oder der andere als Gast in Katzdangen weilte, berieten mich dabei bis in die Einzelheiten. Bei jeder Einweihung eines neuen Hauses, aber auch bei jedem Bilde, das ich anbrachte, empfand ich ein großes Glück.

Häufig besuchte ich die recht kläglichen lettischen Gemeindearmenhäuser und bemühte mich, soviel ich konnte, auch dort zu helfen. Zu Weihnachten brachte ich selber in jedes einen Baum mit mancherlei sorgfältig ausgesuchten Geschenken. Als ich, beraubt und vertrieben, die erste Weihnacht nicht mehr in Katzdangen weilte, sollen die armen Alten geweint haben, weil ihnen jetzt niemand mehr einen Baum schmücken werde. Auch meinen Beamten und Arbeitern bereitete ich Weihnachtsfeiern mit persönlich für jeden einzelnen ausgedachten Gaben, ebenfalls den Schulen, wo ich mehrere hundert Kinder beschenkte, den Krankenhäusern und Altersheimen. Weihnachten mit seinen vielen Bescherungen war für mich der Höhepunkt des Jahres. Die Vorbereitungen begannen bereits im

Herbste, und kaum war der letzte Baum erloschen, so mußte man schon an das nächste Jahr denken.

Ich gab meine ganzen Einnahmen für diese gemeinnützigen Bestrebungen hin und mußte meine eigenen Bedürfnisse einschränken. Wo soziale Gesetzgebung fehlt, hat man alle Hände voll zu tun, für sie Ersatz zu schaffen. Es waren schöne Jahre.

Auch menschlich suchte ich meinen Katzdangern näher zu kommen. Ich kannte sie ja alle. Auf wie vielen Hochzeiten, bei wie vielen Beerdigungen bin ich gewesen, wie viele Kinder habe ich zur Taufe gehalten! Ich liebte die Einzelnen aufrichtig und glaubte wiedergeliebt zu werden. Ich hatte ihnen mein Herz gegeben voller Hoffnung auf Verständnis und Gegenliebe, so daß es schmerzlich ist, länger davon zu reden. Ich glaube nicht, daß von den vielen Letten, die ich einst so gut gekannt habe, denen ich Vater und Freund zu sein meinte, heute noch ein einziger meiner gedenkt. Als letzte Erinnerung an mich soll in einem neuen lettischen Museum in Riga eine schauerliche Knute gezeigt werden, „mit der“, wie ein Zettel besage, „der Katzdangensche seine unglücklichen Untertanen zu züchtigen pflegte“. Mit ihr bewaffnet werde ich wohl in die lettische Unsterblichkeit eingehen.

Gewiß habe ich viel geirrt, oft ungenügend, oft an falscher Stelle eingegriffen, bei manchem mag mich jugendliches Geltungsbedürfnis oder unreifer Betätigungsdrang geleitet haben; nicht alles geschah aus reiner Nächstenliebe, vieles aus dem Gedanken, die lettische Frage durch soziales Entgegenkommen zu lösen. Die sittlichen Verdienste der Reichen werden leicht überschätzt. Es ist für sie im allgemeinen bequemer, sich in Kleinigkeiten großzügig und gütig als eng und hart zu zeigen, und schließlich geht man den einmal vielleicht zufällig gewählten Weg zwangsläufig weiter, schon aus Gewohnheit und aus Scheu, die beifällige Mitwelt zu enttäuschen. Im Verhältnis zu meiner Stellung als Majoratsherr und zu den mir dadurch obliegenden Verpflichtungen waren meine freiwilligen, gemeinnützigen Opfer ja nicht groß, eigentlich selbstverständlich, und ich hätte mich noch viel mehr im ganzen und einzelnen dieser Arbeit widmen sollen. Ich erwähne sie, um zu zeigen, daß doch auch echte Liebe und wirklicher Eifer dabei waren, ja mit der Zeit immer mehr in sie hineinkamen, und daß sie doch nicht die spätere haßerfüllte lettische Antwort verdient hat. Ich schreibe dies auch, um darauf hinzuweisen, daß ein guter Wille nicht nur mich, sondern die meisten unter uns Gutsbesitzern beseele. Katzdangen ist nur ein Beispiel von vielen. Es gab im Lande Güter, die in ihrer Art ähnlich, vielleicht besser wirkten. Ich kann nicht über sie schreiben, weil ich nur Katzdangen genau kenne; aber überall suchte der baltische Gutsherr in väterlicher Weise für seine Leute zu sorgen, wenn auch ein so beglückendes Zusammenleben, wie es in Deutschland möglich, ja natürlich war, hier durch die Blutsverschiedenheit beeinträchtigt wurde. Güter, auf denen sich die Herren nicht um ihre Untergebenen kümmerten, gehörten zu den Ausnahmen. Das festzustellen, ist neben anderem ein Zweck dieser Schilderung, die, um ein lebenswahres Bild zu geben, auf Einzelheiten eingehen mußte.

Vor allem bemühte ich mich, im deutschen Sinne zu wirken. Wie ich auf die Gemeindeverwaltung und auf die Wahl ihrer Beamten einen staats erhaltenen und deutschfreundlichen Einfluß auszuüben suchte, so kümmerte ich mich auch um die Schulen, was zu manchen Zusammenstößen mit den jüngeren, zumeist umstürzlerischen und deutschfeindlichen Lehrern führte. Schließlich aber hatte ich es doch durchgesetzt, daß in allen Schulen meines Gebietes die deutsche Sprache, freilich nur als Nebenfach und selbstverständlich auf meine Kosten, gelehrt wurde. Wo ich konnte, sprach ich mit den Letten deutsch; in Katzdangen verstanden es sehr viele, besonders unter den Bauern. Sie lasen auch gerne die ihnen in der deutschen Abteilung der Bücherei dargebotenen Bücher und Zeitungen.

Diese deutsche Beeinflussung beschränkte sich nicht auf die unteren Schichten. Auch die bisher wenigen, aber an Zahl stets wachsenden lettischen Gebildeten sollten dem Deutschtum gewonnen werden. Sie standen ihm durch ihre Ausbildung auf den bislang deutschen Schulen und vielfach auch durch anerkannte oder mit Recht vermutete Ahnen oft näher als es schien und sie selber wahrhaben wollten. Gerade sie für das Deutschtum zu gewinnen, erschien mir wertvoll. In dem kleinen Kreise der Künstler, die ich in Katzdangen den langen Sommer über als Gäste hatte, befanden sich auch mehrere lettischer Abkunft, unter ihnen der größte lettische Maler, Purvit, den ich nicht nur als Künstler, sondern auch als Menschen aufrichtig lieb gewann, sowie der junge litauische Maler Kalpokas, der jahrelang in Katzdangen lebte und den ich zu seiner Weiterbildung auch nach München sandte. Sie alle wuchsen unbewußt in deutsches Wesen hinein.

Meine gemeinnützigen Bestrebungen fanden Anklang, sie wurden nachgeahmt und gerade von den Letten auch in ihren Zeitungen oft und über Verdienst gepriesen; jedoch war ein dauernder Erfolg vor allem in deutscher Hinsicht kaum zu erwarten. Bei den damaligen Verhältnissen schien höchstens noch eine Erhaltung, nicht mehr eine Erweiterung des Deutschtums möglich. Es sollte sich bald zeigen, daß es leichter war, hundert deutsche Siedler anzusetzen, als nun noch einen einzigen Letten ganz einzudeutschen.

Aber schließlich ist ja alle meine damalige Arbeit scheinbar vergeblich gewesen. Bei allen ihren angeblichen Erfolgen wurde ich auch nie der leisen Gewissensbisse Herr, die mich mahnten, lieber nach Deutschland zurückzukehren, weil alle Mühe in Kurland doch umsonst sei.

Im Fernen Osten

So hatte ich gleich nach meiner Rückkehr aus Deutschland um die Entlassung aus dem russischen Staatsverbanne nachgesucht, was mir aber auf Betreiben des kurländischen Gouverneurs abgeschlagen wurde. Das Oberhaupt der Provinz sah natürlich nicht gerne, daß ein baltischer Großgrundbesitzer die deutsche Staatsangehörigkeit erwarb. Im Jahre 1904 aber wurde der gefällige Fürst Swjatopolk-Mirski, zu dem ich Beziehungen hatte, Innenminister. Nun hätte ich mein Ziel

wohl erreichen können. Da brach jedoch der russisch-japanische Krieg aus; Kurland schickte eine Abteilung des Roten Kreuzes als „Fliegende Kolonne“ auf den Kriegsschauplatz in die Mandschurei und stellte einen älteren Baron Hahn und mich, die wir beide Johanniterritter waren, an die Spitze. Ich sagte mir — o menschliche Kurzsicht —, daß ich sonst wohl nie mehr einen Krieg mitmachen würde; zudem reizte es mich, Sibirien und die Mandschurei vielleicht bis zum Stillen Ozean kennenzulernen. Ich beschloß daher, der ehrenvollen Aufforderung zu folgen und ließ damit die Gelegenheit, aus dem russischen Staatsverbande auszutreten, ungenutzt vorübergehen. Doch möchte ich jenen Sommer, der mich durch die schier endlosen Ebenen Asiens nun wirklich bis zur Küste des Großen Ozeans führte, nicht missen. Besser als es mich je die Erdkunde lehren konnte, lernte ich den fast unfaßbaren, von den verschiedensten Völkern bewohnten russischen Raum verstehen und auch seinen Beherrscher, den uns in manchem geheim verwandten, großzügig sehnsuchtsvollen, gutmütig schwachen, durch seinen mongolischen Einschlag aber auch listig rohen, in seiner Seele zerrissenen Russen.

Da wir als „Fliegende Kolonne“ Verwundete vom Schlachtfelde aufzulesen hatten, bin ich dem Kriegsgeschehen stets nahegeblieben, mehrfach ins Feuer gekommen und habe schließlich das russische Georgskreuz erhalten, das sonst nur an Angehörige der fechtenden Truppe verliehen wurde. Es hat mir gute Dienste geleistet. Die Sitte verlangte, daß man das schwarzgelbe Bändchen ständig im Knopfloch trug, und wenn ich späterhin etwas bei russischen Behörden für die deutschen Belange durchsetzen wollte, fiel es mir als Träger dieses Kreuzes, das nicht nur als Zeichen von Tapferkeit, sondern auch von Staatstreue galt, wesentlich leichter.

Während meiner Abwesenheit war ich in Hasenpoth zum Kreismarschall gewählt worden. Ich kehrte daraufhin im Oktober 1904 vom Kriegsschauplatze zurück und wurde von der lettischen Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen. Tausende waren gekommen, ihre Liebe und Treue zu bezeugen. Tief beglückt meinte ich darin die Früchte meiner Arbeit zu sehen, den Beweis, daß ich auf dem rechten Wege war, die lettische Frage durch Entgegenkommen zu lösen. Aber auch ich fühlte mich mit jedem einzelnen menschlich verbunden; jedem hätte ich wie im Liede der alte Herzog Rauschebart das Haupt in den Schoß gelegt. Es war der Höhepunkt meiner Arbeit an den Letten.

Der lettische Aufruhr

Doch kaum hatte ich mein Amt angetreten, als sich schon die ersten Vorboten des Aufruhrs von 1905 bemerkbar machten, der ganz Rußland erschüttern, vor allem aber in den Ostseeländern zu traurigen Ausbrüchen führen sollte²⁾. Der Kanonenschuß auf den Zaren bei der Wasserweihe Anfang 1905 war das

²⁾ Über die Revolution von 1905/6 vgl.: Baltische Revolutionschronik 1905—06, in: Balt. Mschr. 1906 Bd. 61 und 1908 Bd. 65 und 66; [A. von Transehe-Roseneck], Die lettische Revolution, Bd. I/II, Berlin 1908²; H. Comberg, Die Lettische Revolution

erste Sturmzeichen. Dann folgten in ganz Rußland Arbeiterausstände, Brandstiftungen und Morde, die auch die Ostseeprovinzen nicht verschonten. Die Unruhen ergriffen auch, was kaum jemand für möglich gehalten hätte, Katzdangen. Schon der Frühling brachte mir die ersten, von fremden, meist jüdischen Hetzern angestifteten Arbeitseinstellungen. Sie schienen vornehmlich als Erkundungsversuche gedacht und wurden bald aufgegeben, hinterließen aber eine schwüle Stimmung. Dadurch, daß ich ihnen entgegentrat, und zudem auch als Kreismarschall allgemein für Ruhe und Ordnung sorgen mußte, verlor ich in kürzester Zeit den scheinbar so großen Schatz an Zuneigung, den ich mir beim lettischen Volke wie auch bei der lettischen Presse erworben hatte. Es kam ein böser Sommer mit täglichen Hiobsbotschaften aus allen Teilen des Landes von Zusammenrottungen, Überfällen und Morden. Katzdangen selber blieb zunächst unberührt; doch sah man allnächtlich mal hier, mal da am Himmelsrande den unheimlichen Feuerschein einer Brandstiftung auf einem Nachbargute. Im Spätherbste aber brach in ganz Katzdangen ein zweiter, von meinen eigenen Beamten geschürter, vierwöchiger „allgemeiner Streik“ aus, bei dem Vieh und Pferde nur durch reitende Hilfsabteilungen ernährt werden konnten. Auch diesen Ausstand brachte ich scheinbar siegreich zum Erlöschen; dann aber, als ich im Vertrauen auf den nun geschlossenen Frieden nach Mitau zum Landtage gefahren war, flammten neue, schlimmere Unruhen auf. Die Führung der ersten nach Kurland gesandten russischen Truppen versagte völlig. In einer dunklen Dezembarnacht drang eine aufrührerische Bande ins Schloß und ermordete meinen treuen, deutschen Leibjäger. Der von mir erzogene Sohn meines verstorbenen lettischen Kutschers hatte ihnen die Tür geöffnet. Die aus Hasenpöth herbeigerufenen Dragoner „entwaffneten“ auf Befehl ihres „liberalen“ Rittmeisters die Bevölkerung, also, da die Anführer entflohen waren, meine letzten zuverlässigen Leute. Dann zogen die Soldaten ab. Das nun völlig schutzlose Schloß wurde gleich darauf wieder von den Aufständischen besetzt und in der Silvesternacht auf 1906 eingäschert. In einer lettischen Kundmachung hieß es, man habe „dem Baron auch einmal einen Weihnachtsbaum anzünden wollen“. Das Schloß brannte noch drei Tage. In seiner Asche wurde nicht nur eine lange, glückliche Vergangenheit, sondern auch jede auf der alten Grundlage erstrebte Zukunft begraben. Denn fast alle Letten hatten mich verraten, auch von meinen besonderen Freunden, den Bauernhofbesitzern, hatten sich nur wenige abseits gehalten, — für mich eingetreten war keiner.

Dieser Aufstand stellte das Deutschtum vor eine schwierige Frage. Es hätte dem Geiste der Ritterschaft entsprochen, den lettischen Banden mit der Waffe in der Hand zu begegnen. Das wäre jedoch staatsmännisch ein Fehler gewesen. Die russische, meist urteilslose öffentliche Meinung war seit langem durch die Presse sowie andere, lettische und liberale Brunnenvergiftung deutschfeindlich bearbeitet worden und gewohnt, in den Letten bedauernswerte

von 1905/06 im Spiegel der reichsdeutschen Presse und Publizistik, Berlin 1940. Weiteres Schrifttum s. R. Wittram, Geschichte der baltischen Deutschen, Stuttgart/Berlin 1939, S. 209, Anm. 70. D. H.

Opfer deutscher Herrschsucht und Willkür zu sehen. Sie hätte sich, wären wir den Aufrührern bewaffnet entgegengetreten, sofort auf deren Seite gestellt, im günstigsten Falle hätte es geheißen: „Dort unten im Ostseegebiete bekämpfen sich zwei fremde Völker um ihrer eigenen Belange willen. Gott weiß, wer recht hat; am besten, wir unterdrücken sie beide!“ Wir mußten also der lettischen Aufstandsbewegung ausweichen und warten, bis sie ihr volles, aufrührerisches, nicht nur gegen das Deutschtum, sondern vor allem gegen Staat und bürgerliche Gesellschaft gerichtetes Gesicht zeigte. Auch hatten wir nun zu unserem Schmerz erkannt, wie schwach wir zahlenmäßig waren. So zogen wir uns zur großen Unzufriedenheit mancher Heißsporne in die Städte zurück und warteten auf den Zusammenstoß, der zwischen den Letten und der russischen Truppe über kurz oder lang unvermeidlich war. Er kam bald. Die Letten überfielen in Tuckum bei Nacht das ahnungslos schlafende Dragonerregiment der Kaiserin-Mutter und metzelten 28 Soldaten und auch den Oberst nieder. Diese vorzüglichen Dragoner hatten bei Beginn der Wirren in Katzdangen gestanden. Es war mir, der ich als Kreismarschall von Amts wegen der Trauerfeier für die Opfer in der russischen Kirche zu Mitau beiwohnte, ein furchtbarer Eindruck, jene mir so wohl bekannten Menschen gräßlich verstümmelt mit ausgestochenen Augen und aufgeschlitzten Nasen in ihren nach russischer Sitte offenen Särgen liegen zu sehen. Das Gesicht des Obersten war mit einem weißen Tuche verdeckt, offenbar, weil es von den Letten so zugerichtet war, daß es keinen menschenähnlichen Anblick mehr bot. Die grausigen Bilder wurden später in der russischen Presse veröffentlicht, und nun begriff in Rußland jedermann, daß es sich um einen lettischen, gegen den Staat gerichteten Aufruhr handelte.

In Petersburg hatte die Regierung mittlerweile den Aufstand niedergeschlagen und ging nun mit ungewohnter Tatkraft daran, auch in Kurland reinen Tisch zu machen. Es war schmerzlich spät. Viele der Besten waren ermordet. Allein im Hasenpothor Kreise waren 32 Gutshäuser von den Mordbrennern eingeschert worden, bei mir auch noch das Puhnensche Haus, wo ich als Kind, solange mein Großvater in Katzdangen lebte, mit meinen Eltern gewohnt hatte. Katzdangen war eines der letzten Opfer gewesen. Unmittelbar darauf griffen die Truppen endlich ein, und bei ihren ersten Schüssen zerplatzte der Aufruhr wie eine trübe Seifenblase. Wieviel Blut hätte erspart werden können, wenn sich die russische Regierung früher ermannt hätte. Eine einzige, rechtzeitige Hinrichtung hätte Hunderten von Deutschen und Letten das Leben bewahrt. So trug die Schwäche der Regierung einen großen Teil der Schuld an unserem Unglück.

Auch jetzt wäre es staatsmännisch richtiger gewesen, sich von allen nun folgenden „Strafexpeditionen“ möglichst fern zu halten. Ich erinnere mich noch, wie überzeugend der Führer der Ritterschaft uns Kreismarschällen darlegte, wir sollten nicht vergessen, daß wir mit den Letten noch Jahrhunderte zusammenzuleben hätten, daß wir also die Kluft zwischen ihnen und uns nicht vergrößern dürften, indem wir an den unvermeidlichen Strafmaßnahmen teilnahmen. Aber

die Umstände zwangen uns doch dazu. Bei der Geschicklichkeit der Letten in Verdächtigungen und Verleumdungen, denen die leichtgläubigen Russen nur zu schnell zum Opfer fielen, kam es dazu, daß gerade die zuverlässigen, den Gutsbesitzern treuen Menschen als Aufrührer angegeben und von den Soldaten ergriffen wurden, um erschossen zu werden. Wollten wir solche unerträgliche Ungerechtigkeiten, die sich aus dem Unverstande der Russen und der Hinterhältigkeit der Letten ergeben mußten, verhindern, wollten wir die aufständischen Kräfte wenigstens für einige Jahre unschädlich machen, so waren wir vor Gott und Menschen verpflichtet, den Russen bei der Wiederherstellung der Ordnung Hilfe zu leisten. Nur so ist es gelungen, den Aufruhr gerecht und erfolgreich zu unterdrücken. Aber die Kluft der Zwietracht zwischen Letten und Deutschen wurde dadurch noch vertieft und bei der Wesensart der Letten fast unüberbrückbar. Nun war eine Versöhnung, ein Zusammenarbeiten mit ihnen, zumindest für unser Zeitalter ausgeschlossen. Ebenso wie meine eigenen Bestrebungen erschienen jetzt auch alle ähnlichen Versuche aussichtslos. Die Macht der Verhältnisse hatte über alle weisen Vorsätze gesiegt.

Das Deutschtum war nun ganz auf sich gestellt. Mit einem Schlage waren wir uns unserer gefährdeten Lage bewußt geworden. In jedem Letten mußten wir einen Feind sehen. Wir hatten es an unserem Blut und Gut gefühlt, wie wenige wir waren, wie sehr unser Weiterleben in der Heimat nur noch von der zweifelhaften Duldung durch die russische Regierung abhing. Alles schien verloren bis auf den Glauben an uns selbst. Einige wenige verließen unter der drückenden Hoffnungslosigkeit jener Tage das Land, wohl in der Überzeugung, daß eine bleibende Rettung nur von Deutschland kommen könne. Die Zurückbleibenden, alle Lager und Stände, schlossen sich um so fester zusammen. Man ging an den Wiederaufbau wie an etwas Selbstverständliches. Auf die noch rauchende Brandstätte Katzdangens wurden bereits die ersten Balken zum Neubau gefahren. Als ich meinem Vetter Recke nach der Zerstörung seiner alten Burg meine Teilnahme äußerte, erwiderte er: „Neuenburg ist in jedem Jahrhundert einmal abgebrannt.“ Niemand durfte am Lande verzweifeln. Die Ritterschaft sprach den Wegbleibenden öffentlich ihren Tadel aus.

Es war, als ob der Verlust ihres Eigentums die einzelnen Menschen gehoben hätte. Viel Kleines und Kleinliches, woran man gehangen hatte, war zugrunde gegangen. Statt dessen traten die großen Linien im Schicksale des Landes wie des einzelnen um so klarer hervor. Wer mochte an vernichtete Möbel oder Ahnenbilder, an zerstörte persönliche Erinnerungen denken, nachdem er die grausige Gewalt der das Land und uns alle bedrohenden Schicksalsmächte erfahren hatte! Wir waren durch eine harte, eindrucksvolle Schule gegangen.

Erwachen des deutschen Gedankens

Es war auch die große Stunde des in uns allen klar erwachten völkischen Empfindens. Was jeder bisher für sich als selbstverständlich gepflegt und still geliebt hatte, das eroberte nun als laute, unbeschränkte Losung alle Herzen. Eine herr-

liche Zeit, da das ganze baltische Deutschtum, seiner einzigartigen, gottgegebenen Aufgabe bewußt, sich durch sie und für sie zusammenfand, um sich bis heute nicht mehr zu trennen. Glückliche, wer jene Tage miterleben durfte! Ich habe die Zerstörung Katzdangens mit seinen ehrwürdigen Erinnerungen und die Vernichtung aller meiner bisherigen Bestrebungen nicht mehr bedauert; wir alle haben die damaligen Opfer sowie den Bruch mit dem Lettentum und mit einer liebgewonnenen Vergangenheit gern getragen, weil uns dadurch etwas Neues, Höheres, die Einheit des Baltentums und ein großes deutsches Hochziel geschenkt wurde. Wir erkannten, daß wir nicht zum Frieden, sondern zum Kampf auf unseren Vorposten gestellt waren. Gott hatte uns durch die Not zu Selbstbesinnung und Selbsterstärkung zurückgeführt. Er zeigte uns auch Wege, unser Deutschtum nicht nur wie bisher dürftig zu erhalten, sondern es zu stärken und auszudehnen, Wege, die vielleicht zu einem Siege der deutschen Sache führen konnten, wenn es uns gelang, den lettisch-estnischen Bauernstand, die unglückliche Grundlage unseres baltischen Hauses, durch die deutsche Siedlung zu ersetzen. So ist mir der lettische Aufstand später als ein Segen erschienen, ich habe das alte Katzdangen für das Glück der Siedlung gern hingegeben. Es war die große Wende in der Geschichte des Landes und auch in meinem Schicksal, und wenn sie schließlich nicht das gebracht hat, was sie versprach, so bin ich doch Gott dankbar, diese Zeit der Kämpfe und der hoffnungsvollen Siedlungsarbeit miterlebt zu haben. Einst werden glücklichere Geschlechter unser Werk wieder aufnehmen und schöner beenden.

Damals opferte ich endgültig meine Zukunftspläne, die mich ins Auswärtige Amt nach Berlin gewiesen hatten. Es galt, meine nächstliegende Pflicht gegen das Land zu erfüllen, als Kreismarschall an der fortschreitenden Beruhigung mitzuarbeiten, als Majoratsherr die durch den Aufstand arg verwirrten Verhältnisse Katzdangens zu ordnen, das zerstörte Schloß wieder herzustellen (Anm. 3), vor allem aber als Deutscher in dieser Todesgefahr zu meinem Volke zu stehen, auf der mir von Gott zugewiesenen baltischen Warte den deutschen Kampf der Väter fortzuführen. Um so mehr, als sich gerade jetzt unverhoffte Aussichten auf eine entscheidende Rettung boten.

Die Regierung war durch die Volkserhebung, die sich über ganz Rußland erstreckt hatte, erschüttert worden und hatte allgemeine Zugeständnisse gemacht, die auch dem Deutschtum eine größere Duldung in Kirche und Schule brachten. Ihre starren Verrussungspläne schienen zunächst aufgegeben. In ganz Rußland wurde eine Art Verfassung eingeführt und für die Ostseeländer eine Selbstverwaltung vorgesehen, die uns auf allen Gebieten eine größere Betätigungsfreiheit zu bieten schien. Auch die staatterhaltenden Regierungskreise Petersburgs hatten den Wert des zarentreuen Deutschtums als Einsatz gegen die staatsfeindlichen, umstürzlerischen Letten schätzen gelernt und waren gewillt, ihm als dem kleineren Übel entgegenzukommen. Nur wenige Balten erkannten damals, daß jede freiere Gestaltung des russischen Staatswesens für uns die Gefahr in sich schloß, aus den Händen eines harten, aber immerhin geschichtlich vertrauten und gesellschaftlich eher beeinflussbaren Despotismus in die unseres Todfeindes, des

schonungslosen, lettischen Nationalismus zu fallen, vor dem uns dann kein Zar und kein Minister schützen konnte. Freilich erfaßten gerade die Älteren unter uns die unerbittliche Zeitwende nicht ganz und begrüßten hoffnungsvoll die flüchtige, uns nach dem lettischen Aufstande wieder umstrahlende Zarensonne; aber auch die Einsichtigeren hielten es für ihre Pflicht, die uns vom Schicksal noch gönnte Frist voll zu nützen.

Zugleich mit unserer allgemeinen völkischen Erweckung war in Kurland auch ein neuer Menschenschlag ins öffentliche Leben getreten, aufgeschlossener, opferwilliger und deutscher, im ganzen auch weniger junkerhaft, als es die Zeitgenossen meines Vaters gewesen waren. Sie glichen eher den Freunden meines Großvaters. Woher kamen sie? Man hatte bislang nicht von ihnen gewußt, nun waren sie da, und ich erlebte staunend das unerwartete Heraufkommen eines abermals anders geprägten Geschlechtes, das wiederum für Kurland ein neues, deutsches Zeitalter schuf (Anm. 4).

Mit diesen Menschen im öffentlichen Leben zu arbeiten, war mir ein Glück. Bisher hatte ich mich als Kreismarschall mehr als Vertreter einer bestimmten Richtung gefühlt, die mich ohne mein Verdienst gewählt hatte, und von der ich auch weiter abhängig war. Da erhielt ich mitten in den schlimmsten Tagen des Aufruhrs, im Trubel des Katzdanger Arbeiterausstandes, eines Morgens die Nachricht, daß zwei alte, hochangesehene Herren, auf deren politisches Wohlwollen ich bisher angewiesen war, in der vorhergehenden Nacht Hasenpoth überstürzt verlassen hätten, und mitten in der Unruhe der anderen sich überschlagenden, wirren Nachrichten überkam mich ein bisher unbekanntes Gefühl von Sicherheit und Glück, daß ich nunmehr der wirkliche Herr meines Kreises geworden war. Und noch in denselben Tagen fanden sich unerwartete Mitarbeiter, Männer jenes kommenden Zeitalters ein, denen ich auch dem Alter nach näher stand, wenngleich ich immer noch einer der Jüngsten blieb. Ihnen war ich Kreismarschall nicht nur wegen der Überlieferung, sondern als Vertreter der gleichen deutschen Gesinnung, die uns nun während des lettischen Aufstandes und nachher beim neuen Aufbau des Deutschtums bis zum Untergange Deutschkurlands unverbrüchlich einte, zur Herrschaft führte und auch zur Herrschaft befähigte. Auf jene Gesinnung allein kam es auch bei jedem einzelnen an. Der Beitrag an Begabung, an Bildung und Kraft war bei uns sehr unterschiedlich — ich habe den meinen nie sehr hoch eingeschätzt —, gewiß waren uns frühere Zeitalter in vielem überlegen, aber schon damals galt, wie jetzt im nationalsozialistischen Reiche, für uns alle das eine: Der deutsche Wille entscheidet.

Der Verein der Deutschen

Damals gründeten wir den „Verein der Deutschen in Kurland“, der das ganze Deutschtum des Landes umfaßte und dessen Vorsitzter ich wurde³⁾. Zu diesem

³⁾ Der „Verein der Deutschen in Kurland“ wurde am 11. Juni 1906 gegründet. Vgl. A. Paucker, Der Verein der Deutschen in Kurland in: *Jahrb. des balt. Deutschtums* 1931. Vorausgegangen waren der „Deutsche Verein in Estland“ (30. Sept. 1905) und der

Vereine gehörten alle Deutschen, gleichviel welchen Standes. Man fragte auch nicht mehr, ob einer politisch rechts oder links eingestellt sei, sondern man war entweder russisch oder lettisch oder deutsch gesinnt. Und deutschgesinnt waren alle Balten. Auch in den beiden Schwesterprovinzen Livland und Estland waren gleichzeitig gleiche Verbände gegründet worden.

In diesen Vereinen fanden sich der Adel und die anderen gebildeten Stände mit den deutschen Handwerkern und später mit den einwandernden Siedlern zu aufopfernder Arbeit fürs Deutschtum. Vor allem waren es die Pfarrer, die tapfer und treu für die deutsche Sache eintraten. Viele rührende Züge haben sich mir tief eingeprägt. So brachte ein junger Baron Hahn, der mit seiner Mutter auf einem kleinen Gute in beschränkten Verhältnissen lebte, mir vor Weihnachten 300 Rubel, die er und seine Mutter „im Laufe eines halben Jahres mit vielen, aber gern getragenen Opfern für den Deutschen Verein gespart“ hätten. Ich denke auch an eine Handwerkerswitwe, die ihr ganzes Vermögen, 65 Rubel, dem Verein vermachte, oder an Schüler, die zu seinen Gunsten auf Ferienausflüge, an Kinder, die auf Weihnachtsgeschenke verzichteten.

Der Deutsche Verein war einfach aufgebaut und leicht zu leiten, weil sich ihm alle gleichmäßig opferwillig zur Verfügung stellten; es gab auch — ich habe dies später im Unterschiede zu anderen Vereinen im Reiche, deren Vorsitzter ich war, lebhaft empfunden — keine Ränke und keine Reibereien. Nie wieder habe ich solch ein einheitliches, beglückendes Zusammenleben gekannt. Wie gerne würde ich allen Mitarbeitern noch einmal einzeln danken! Damals hielt ich vieles für selbstverständlich und erkannte nicht genügend, wie gering mein eigener Anteil an allen Erfolgen war, wie wenig ich den Dank verdiente, den man mir götig immer wieder spendete. Wie viele edle Menschen habe ich gerade im Gelehrtenstande gefunden, wie viele Freunde unter ihnen, denen ich nun erst durch die gemeinsame Arbeit verbunden wurde; war ich doch dadurch, daß ich die Hochschule in Deutschland und nicht in Dorpat besucht hatte, gerade ihnen anfänglich fremd gewesen.

Es bleibt das große Verdienst der drei baltischen Deutschen Vereine, daß sie in ihrem das ganze Deutschtum einenden Wirken auch den vor allem in Kurland bestehenden Standesgegensatz zwischen Adel und Literaten aufs schönste überbrückt haben. Dieser Gegensatz war wohl darauf zurückzuführen, daß sich der Literatenstand zu hoher Blüte, zu einer dem Adel gesittungsmäßig gleichwertigen Schicht entwickelt hatte und nun daraufhin an der vom Adel geschichtlich erworbenen Stellung teilhaben wollte, wie er es in Deutschland schon erreicht hatte. Das war verständlich, aber ebenso verständlich war es, daß der Adel die neue Lage nicht ohne weiteres anerkennen wollte. Die meisten gewaltsamen Umwälzungen entstehen ja nicht aus der Unterdrückung eines Standes, sondern daraus, daß sich die wirklichen Machtverhältnisse schneller ändern, als die Gesetze

„Deutsche Verein in Livland“ (10. Mai 1906). Vgl. auch E. F. Sommer, Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegs-Rußland (1905—1914), Leipzig 1940 (= Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung Bd. 6) und die Besprechung von J. v. Hehn in der „Jomsburg“, Jg. 5/1941, H. 1, S. 114 ff. D. H.

nachkommen können. Im damaligen Rußland fehlte der ausgleichende Einfluß einer weisen Regierung. So gesehen, wäre es falsch, auf der einen Seite von Adelsdünkel und Junkertum, auf der anderen von Adelshafß und Neid zu reden. Die veränderte Zeitlage, der Aufstieg des Literatenstandes hatte den Gegensatz geschaffen, und es ehrt beide, Adel und Bürgertum, daß sie ihn, sobald es sich um deutsche Belange handelte, zu vergessen verstanden. In den Deutschen Vereinen war er völlig ausgeschaltet, und durch sie verlor er bald auch im übrigen baltischen Leben an Bedeutung, um im späteren Heldenkampfe der Landeswehr ganz zu erlöschen. Dies war die andere große Wende, die sich damals vollzog.

Der Kampf gegen den russischen Druck hatte uns gehindert, die im raschen Aufstiege der Letten liegende Gefahr voll zu erkennen. Nun beanspruchte die Abwehr alle Kräfte, sie drängte die Ritterschaften immer mehr dazu, über ihre eigenen Belange hinaus die allgemein-deutschen zu verfechten. Die Standespolitik ging in Volkspolitik über. Je mehr sich aber die Tätigkeit der Ritterschaft zum Kampf gegen die russische und lettische Bedrohung erweiterte, um so mehr wollte und mußte das ganze Deutschtum an ihm teilnehmen. So wurden die Deutschen Vereine zwar nicht gesetzmäßige, aber durch ihren Einfluß auf die deutsche Einstellung doch wichtige Mitträger der Landesführung und spielten somit auch eine öffentliche Rolle.

Das Vorgehen des Vereins der Deutschen in Kurland ist öfter auch von deutscher Seite als zu unentwegt und schroff und damit als „unpolitisch“ angegriffen worden. Eine zu starke Betonung des Deutschtums könne die Russen mißtrauisch machen, meinten jene anpassungswilligen Vertreter von Adel und Großgrundbesitz, die, wie wir sahen, eine Sicherung baltischer Belange wenigstens zum Teil von einer Verständigung mit den staaterhaltenden Kräften des Zarenreiches erhofften. Da diese Richtung selbstverständlich bei Hofe und bei den Ministern beliebter und damit dort einflußreicher war als ihre weniger nachgiebigen Gegner, so wählten wir unsere amtlichen Vertreter mit Vorliebe aus ihren Reihen, obwohl sie die Minderheit waren. Nun aber schoben diese unsere Vertreter alle Mißerfolge ihrer an sich schon aussichtslosen Petersburger Bemühungen auf das „undiplomatische“ Verhalten der Deutschen Vereine. Ich habe demgegenüber im kurländischen Landtage darauf hingewiesen, daß eine Einigung und Wachhaltung des Deutschtums ohne Stimmungsmache nicht möglich sei, daß, wer das Ziel wolle, die notwendigen Mittel nicht ablehnen dürfe, daß ein alle Volksklassen umfassender Verein hörbarer und rücksichtsloser vorgehen müsse als amtliche Vertreter, daß nicht alle Vereinsmitglieder schwächlich kühle Diplomaten seien und es auch nicht sein sollten, da sie sonst ihre ursprüngliche Kraft und ihren mitreißenden Einfluß verlieren und nichts erreichen würden, wie wir es überdies auch anderswo zu unserer Betrübnis sähen. Im übrigen aber suchte ich, solche Gegensätze, die sich aus verschiedener Wegewahl ergaben, möglichst auszugleichen und meine Mitkämpfer von nutzlosen Übertreibungen zurückzuhalten.

Der Deutsche Verein gründete in Stadt und Land Bürgerschulen vor allem für Mittelstand und Handwerkerkreise. Wir schufen deutsche Volksbüchereien, wandernde Bücherkisten und veranstalteten deutsche Abende und Vorträge.

Auch mit den Brudervereinen in Livland und Estland arbeiteten wir Hand in Hand. Gemeinsam mit ihnen wurde in Riga ein deutsches Handwerkerheim mit Fortbildungsschule gegründet, in Mitau ein vorbildliches Lehrerseminar erbaut. Alle diese Bestrebungen fanden vor allem in Kurland einen günstigen Boden, weil hier das Deutschtum auf dem Lande verhältnismäßig stärker als in den Nachbarprovinzen vertreten war. Um so verdienstvoller war die Arbeit der Brudervereine, an deren Spitze in Livland Landrat von Sivers-Römershof⁴⁾, in Estland sein Schwager Baron Eduard von Stackelberg⁵⁾ standen. Sivers, ein einheitlich geschlossener Mann in des Wortes großer Bedeutung, stark und fest in seinem Wollen, oft schroff und starr in seinen Grundsätzen, aber immer seinem Hochziele treu, ist um Weihnachten 1918, nach dem deutschen Zusammenbruch von den Letten aus seinem Schlosse an der Düna vertrieben, in Libau an gebrochenem Herzen gestorben. Stackelberg, der Mann seiner edlen Schwester, weitgebildet, aufgeschlossener und besinnlicher, aber ebenso hochgemut, hat noch lange die deutsche Sache im Reiche verfochten. So waren sie Vorbilder des besten Baltentums. Ihnen beiden hätte die Würde eines Ehrendoktors, die mir die Breslauer Hochschule für meine Deutscharbeit jener Jahre verlieh, vor uns allen gebührt.

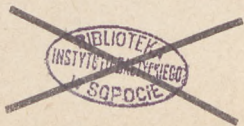
Die höheren deutschen Schulen

Die höheren Schulen freilich konnte der Deutsche Verein in Kurland nicht von sich aus begründen. Es war das stolze Vorrecht der Ritterschaft, sie zu errichten und mit großen Mitteln zu erhalten. Der Betrag, den der einzelne Gutsbesitzer für sie an „Willigungen“ zahlte, war größer als alle seine Staatsabgaben, aber wir opferten ihn gern, und die beiden in Mitau und Goldingen von der kurländischen Ritterschaft errichteten Lateinschulen entsprachen mit ihrer vorzüglichen Lehrerschaft allen Erwartungen. Von nun an handelten die meisten Landtagsanträge von Bewilligungen für deutsche Belange. Über uns alle war unversehens ein neuer Geist gekommen, dem sich niemand entziehen konnte.

Dies alles war erst jetzt nach dem lettischen Aufstande möglich geworden; denn früher hätte die russische Regierung solche deutsche Bestrebungen nicht geduldet. Nun aber, da sie die Schwäche des Deutschtums erkannt und zudem eingesehen hatte, daß sie an ihm einen Schutz gegen die umstürzlerische Haltung der Letten besaß, war sie eher bereit, uns diese neuen Lebensregungen zu gestatten, ganz abgesehen davon, daß wir ohnedem aus der in Rußland nun allgemein gewährten größeren Freiheit Nutzen zogen.

⁴⁾ Maximilian v. Sivers, geb. Dorpat 16. Okt. 1857, gest. Libau 9. Jan. 1919. Besitzer von Römershof und Winterfeld. 1898—1912 Livl. Landrat. Erster Vorsitzender des Deutschen Vereins in Livland. Geschichtlich bedeutend vor allem durch seine der Manteuffelschen gesinnungsverwandte Siedlungstätigkeit in Livland. D. H.

⁵⁾ Eduard Baron Stackelberg, geb. Repnik, 6. Nov. 1867, auf Sutlem. Estl. Landrat. 1905—1914 Vorsitzender des Deutschen Vereins in Estland. 1915—1917 in sibirischer Verbannung. Vgl. sein geistvolles Erinnerungsbuch „Ein Leben im baltischen Kampf“, München 1927. D. H.



Und doch blieben wir im großen gesehen Offiziere ohne Soldaten, und alle Aufopferung konnte unser Ziel, wenigstens den bisherigen Stand des Deutschtums zu halten, auf die Dauer nicht erfüllen. Ein alter Kreismarschall hatte mir einst für eine Rede das Bibelwort empfohlen: „Und stärket das andere, das sterben will.“ Aber gegen das unerbittliche Gesetz, daß die Städte, auf sich gestellt, aussterben und nur durch Zuwachs vom Lande erhalten werden, konnte der Deutsche Verein nicht ankämpfen. Das baltische Deutschtum saß größtenteils in Städten, während die Letten das offene Land bevölkerten und dadurch trotz schwacher Zunahme doch noch die städtische Bevölkerung an Geburtenzahl übertrafen. So mußte allein durch den Gang der Volksvermehrung die Stellung der Deutschen von Jahr zu Jahr geschwächt, die der Letten gestärkt werden. Die Lage des Deutschtums war auf die Dauer hoffnungslos, wenn es nicht gelang, etwas Neues ins Land zu rufen.

Das war die deutsche Siedlung. Sie allein konnte bleibende Rettung bringen. Ich habe einmal in einer Rede gesagt, daß ich mich als Vorsitzter des Deutschen Vereins wie der Befehlshaber einer belagerten Festung fühlte, die sich aufs tapferste gegen eine Übermacht wehre; trotzdem falle ein Bollwerk nach dem andern, einmal werde die Festung doch vom Feinde genommen werden, wenn keine Hilfe von außen komme; und so könne es mir niemand verdenken, daß mein Herz bei den Fahnen des Entsatzheeres, bei der Siedlung sei. Von ihr vor allem soll auch hier die Rede sein. Sie wurde die Hoffnung aller zielbewußten Deutschen. Es war ein großgewollter, verzweifelter Versuch, dem Deutschtum noch in letzter Stunde die fehlende Grundlage zu schaffen und das Werk wieder aufzunehmen, das der Orden unvollendet hinterlassen hatte.

Anstoß zur Siedlung

Während die anderen Maßnahmen zur Erhaltung des Deutschtums vorausschauender Überlegung entsprangen, ist gerade die wichtigste, die Siedlung, mehr aus gottgegebenen Glücksfällen geboren worden. Nach dem Abzuge der russischen Truppen waren die Deutschen auf dem Lande schutzlos und, wenn der lettische Aufstand auch niedergeworfen war, doch allen möglichen Handstreichern ausgesetzt geblieben. Um sich zu sichern, hatte man die staatliche Schutzmannschaft durch einheimische, von der Ritterschaft unterhaltene deutsche Kräfte erheblich verstärkt und überdies aus Deutschland junge Leute angeworben, die meist als Hilfsjäger den Sicherheitsdienst auf dem Lande übernehmen sollten. Es waren ihrer nur wenige und, wie das bei solchen Anlässen verständiglich ist, nicht immer die besten gekommen. Aber wir hatten zur Zeit niemand an ihre Stelle zu setzen. Als wir wieder einmal in Mitau über diesen „Selbstschutz“ berieten, schlug Baron von der Recke-Durben⁶⁾ vor, die Zahl dieser Jäger — es handelte sich um ein paar hundert — zu verdoppeln und diese

⁶⁾ Karl Baron v. d. Recke, geb. Schlockenbeck, 12. Januar 1861, gest. Durben, 17. Jan. 1907. Majoratsherr auf Durben und Schlockenbeck. D. H.

dann, wenn irgend möglich, mit deutschen Frauen zu verheiraten. Er führte aus, wie sehr das Deutschtum verstärkt werden könnte, wenn jeder von ihnen möglichst viele Kinder hätte. Das wäre aber doch unzureichend gewesen. Ich hatte zufällig von den deutschen Siedlern in Südrußland gehört. Ohne etwas Näheres über sie zu wissen, schlug ich vor, von dorthier deutsche Kräfte heranzuziehen, die auch billiger sein würden als die kostspieligen Jäger aus Deutschland, deren Unterhalt dem durch den Aufruhr geschwächten Großgrundbesitz nicht leicht falle. Da gab es wiederum der Zufall, daß der Geschäftsführer der Ökonomischen Gesellschaft, in deren Räumen diese Verhandlung stattfand, Herr Boettcher⁷⁾, als junger Mensch in Wolhynien deutsche Siedler gekannt hatte. Er pflichtete meinem Gedanken bei und meinte, wenn er auch bisher nicht daran gedacht habe, so erscheine ihm das jetzt wirklich als eine große und gute Möglichkeit; er wolle sofort an einen ihm dort bekannten Pfarrer schreiben. Als wir wieder zusammenkamen, war die Antwort dieses Pastors, Althausen⁸⁾ aus Rowno, bereits eingelaufen, glücklicherweise ein ausführlicher, klarer Brief, der uns alle in freudiges Erstaunen versetzte. Er schrieb, daß es in seiner Gemeinde viele Leute gebe, denen es schlecht gehe und die gern zu uns nach Kurland kämen. Er nannte auch ihre Arbeitslöhne, die weit geringer waren als die der Letten. Wir hatten bisher gemeint, daß deutsche Arbeiter zu hohe Ansprüche an unsere gedrückte Landwirtschaft stellen würden, und es erschien uns kaum glaublich, daß man den lettischen Arbeiter durch einen deutschen ersetzen könnte. Da wir immer die Verhältnisse im hoch entwickelten Deutschen Reiche vor Augen hatten, vermochten wir uns schlecht vorzustellen, daß es von Deutschen bewohnte Gegenden gebe, aus denen nach Kurland versetzt zu werden, für die dortigen Arbeiter ein außerordentlicher Glücksfall sein könne.

Die Kolonisten

Über diese in Rußland allgemein als „Kolonisten“ bezeichneten deutschen Bauern wußten wir damals noch wenig. Als erste hatte Katharina II. Schwaben aus Württemberg an der Wolga angesiedelt; dort hatten sie sich stark vermehrt, etwa auf $1\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{4}$ Millionen⁹⁾. Sie hatten ihr Deutschtum, wie auch ihre schwäbische Art, unverfälscht erhalten, aber in der russischen Umgebung ihre Tüchtigkeit teilweise eingebüßt. Im besonderen war es für sie verderblich gewesen, daß sie die russische Ordnung des gemeinsamen Landbesitzes, den „Mir“,

⁷⁾ Johannes Boettcher, geb. Riga, 10. Juni 1863. Agronom, seit 1896 Sekretär der Kurl. Oekonomischen Gesellschaft, 1909 gleichzeitig Geschäftsführer d. Unfall-Versich.-Gesellschaft. D. H.

⁸⁾ Ernst Althausen, geb. im Kaukasus, 13. März 1862, Stud. Dorpat 1882—87. Seit 1902 Pastor in Rowno (für die Kreise Ostrog, Dubno, Kremenetz). D. H.

⁹⁾ S. die „Einführung“ in Bd. I der Sammlung Georg Leibbrandt. Vgl. R. Cramer, Zur Bevölkerungsstatistik des Wolgadeutschtums. In: Auslandsdeutsche Volksforschung, 1. Bd. 1937, S. 297 ff. Über Wolhynien vgl. Karasek-Lück, Die deutschen Siedlungen in Wolhynien, Plauen i. V. 1931; K. Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens (= Ostdeutsche Forschungen, Bd. I), 1934, S. 430 ff. D. H.

angenommen hatten. Diese Einrichtung, wonach der gesamte Acker der Gemeinde gemeinsam zu eigen ist und in bestimmten Zeiträumen, bisweilen sogar alljährlich unter ihre männlichen Glieder durch das Los immer wieder neu verteilt wird, unterband jedes landwirtschaftliche Streben, jede Verbesserung des Ackers, wie jeden Fortschritt und führte bei wachsender Bevölkerung zu einer höchst unglücklichen Zersplitterung der Ackerfläche in immer kleinere Einzelstücke. Da diese Siedler längst keinen Acker mehr hinzukaufen, von dem vorhandenen aber auch nicht mehr leben konnten, so waren viele zu Heimarbeitern geworden und dadurch wenig tauglich für unsere baltische Landwirtschaft. Trotzdem sind später doch manche in unsere Ostseemark und auch zu mir gekommen. Sie waren rassisch reiner und in ihrem deutschen Wesen auch unverfälschter als viele der übrigen Siedler Rußlands; und wer von ihnen einmal tüchtig war, stand nach Gesinnung und Willen zumeist höher als jene anderen, vor allem, wenn er als Kind dem russischen Einflusse entrückt und in einer baltischen Schule erzogen war. Im ganzen aber haben die Wolgadeutschen für unsere Siedlung keine größere Bedeutung erlangt. Es war doch zu schwer, sie an andere Verhältnisse zu gewöhnen. Das gilt auch für Livland, wo Landrat von Sivers-Römershof seine Siedlung anfangs mit ihnen aufbauen wollte.

Auch in den übrigen deutschen Siedlungsgebieten des russischen Reichs, in Bessarabien, in Taurien und im Kaukasus traf man zuweilen Schwaben, die ihren dortigen Nachbardeutschen in der Regel überlegen waren, besonders treu ihr deutsches Wesen wahrten, ein starkes Stammesbewußtsein besaßen und mit einem gewissen Hochmut auf die anderen, von ihnen als „Kaschuben“ bezeichneten, meist aus Norddeutschland eingewanderten Siedler herabsahen. Von allen deutschen Stämmen scheint sich der Schwabe am besten zur Siedlung zu eignen.

Die anderen Kolonisten Rußlands, die sich hauptsächlich auf Russisch-Polen, Wolhynien und Podolien verteilten, waren vielfach Nachkommen von Bauern, die der spätere Kanzler Hardenberg aus allen Teilen Deutschlands herbeigerufen hatte, als er das damals noch zu Preußen gehörige Warschauer Gebiet verwaltete. Auch sie hatten sich stark vermehrt, waren aber, als das sogenannte Königreich Polen russisch geworden war, von den Polen teilweise wieder verdrängt worden, vor allem, weil sie sich 1830 nicht am Aufstande gegen Rußland hatten beteiligen wollen. Immerhin waren noch große Teile von ihnen in Polen geblieben, viele auch als Arbeiter im heutigen Litzmannstadt (Umbenennung von uns. Der Verlag) und in anderen Großwerkgebieten, wo ebenfalls zahlreiche Unternehmen in deutschen Händen waren. Auch von ihnen habe ich manche unter meinen Siedlern gehabt. Sie waren natürlich dem Ackerbau fremd geworden, aber ihre große Liebe zum Landleben und der glühende Wunsch, einmal eine eigene Scholle zu besitzen, ließen sie alle Schwierigkeiten überwinden. Die Städter und Großwerkarbeiter bildeten sich schneller zu Landwirten zurück, als man es sich in Deutschland gemeiniglich vorstellt. Die meisten der aus Polen verdrängten Kolonisten aber waren nach Wolhynien und Podolien weitergewandert. Sie hatten diese damals noch vielfach wüsten Landstriche im Auftrage der dortigen russischen und polnischen Gutsbesitzer erschlossen und dabei nicht unbedeutenden Eigenbesitz erworben, hatten aber auch vieljährige

Pachtungen inne (Anm. 5). Weit hinaus zogen sich ihre langgestreckten Dörfer, die durch Ordnung und Reinlichkeit von deutscher Tüchtigkeit zeugten. Sie waren schließlich auf 4 bis 500 000 Seelen angewachsen und hätten sich noch viel weiter ausgedehnt, wenn sich das erwachende russische und polnische Volksbewußtsein nicht auch hier allmählich gegen sie gewendet hätte. Kaufverträge, die als unantastbar galten, wurden für ungültig erklärt; Gutsbesitzer kündigten ihren Pächtern; wo Deutsche als Knechte dienten, wurden sie entlassen. So war bei ihrer trotz allem steigenden Volkszahl gerade damals in Wolhynien ein großer Überschuß an deutschen Kräften vorhanden, der sich unseren Bestrebungen darbot. Von dorthier habe ich die meisten meiner Siedler genommen. Auch sie waren noch ganz deutsch, weniger durch bewußtes Volksgefühl als durch ihr den Russen fremdes Kirchenbekenntnis, das ihnen auch eine Vermischung mit jenen erschwerte. Viel mehr als Blut, Sprache und Sitte hatte ihr lutherischer Glaube sie deutsch erhalten. Ihre wenigen, über weite Landstrecken verteilten Pfarrer sorgten aufopfernd dafür, daß sie sich weder ihrer Kirche noch dem Deutschtum entfremdeten. Diese starke Kirchlichkeit der Kolonisten erleichterte später ihre Ansiedlung in Kurland; sie waren froh erstaunt, in ein durchweg evangelisches Land zu kommen, und unsere baltischen Geistlichen, die immer eine Stütze des Deutschtums gewesen sind, waren ebenfalls beglückt, ihre neben den lettischen klein erscheinenden deutschen Gemeinden durch die neuen Ankömmlinge aufzufüllen. Es gab in Wolhynien auch katholische Deutsche, wenn auch nur in beschränkter Zahl. Sie waren für uns nicht geeignet, denn sie hätten sich in unserem ausgesprochen lutherischen Lande nicht wohlgefühlt, hätten ohne Kirche in erreichbarer Nähe die Betreuung durch deutsche Seelsorger vermißt und wären leicht unter polnischen Einfluß gekommen, da die wenigen, in den kleinen polnischen und litauischen Gemeinden Kurlands wirkenden katholischen Geistlichen zumeist Polen waren. Eben- sowenig habe ich Siedler genommen, die protestantischen Sekten angehörten, deren es in Wolhynien gar nicht so wenige gab. Denn auch für sie hätte ich die Hilfe unserer Pfarrer entbehren müssen. Die Baptisten, um die es sich vor allem handelte, hätten Anschluß bei den zahlreichen, ausgezeichneten lettischen Baptistengemeinden gesucht und wären somit leichter der Verletzung anheimgefallen.

Reise nach Wolhynien

Alle diese uns nachmals so geläufigen Einzelfragen lagen noch im Schoße der Zukunft; aber auch das Allgemeine, das wir als Deutsche über unsere Stammesbrüder hätten wissen müssen, war uns zumeist unbekannt. Wir hatten weder gehört noch gelesen, daß sich noch im 19. Jahrhundert eine große deutsche Völkerwanderung nach Rußland vollzog, wobei es keine Entschuldigung ist, daß die deutsche Regierung ebensowenig von ihr wußte, geschweige denn sie in ihre Zukunftspläne einbezog. Das Wort Kolonist, das bald ganz Kurland beherrschen sollte, besagte uns, als wir mit Spannung den Brief des Rownoschen Pastors lasen, nur wenig. Die Herren unseres kleinen Ausschusses baten mich aber doch, gleich — es war im Februar 1906 — nach Wolhynien zu fahren. Ich nahm meinen Bevollmächtigten, Baron

Simolin¹⁰⁾, und den meiner alten Tante, der Gräfin Medem-Grünhof, Herrn von Villon¹¹⁾, mit, die also mit mir zu den drei Balten gehören, die als erste nach Wolhynien gefahren sind. Als wir nun an die Memel kamen, sagte ich im Scherz zu den Herren, unser Übergang werde hoffentlich mehr Erfolg haben als der Napoleons. Ich ahnte nicht, daß wir wirklich im Begriff waren, eine kleine Völkerwanderung anzubahnen, die rund 16000 Menschen nach Kurland bringen sollte und die, weiterwachsend, unabsehbare Erfolge hätte zeitigen können, wenn der Weltkrieg nicht dazwischen gekommen wäre.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Rowno führte uns Pastor Althausen gleich in die deutsche Schule. Wir erhielten dort einen erschütternden Eindruck. Es war ein halbverfallenes, schlecht geheiztes Gebäude. Ein äußerlich wenig gehobelter Lehrer, der kaum mehr als lesen und schreiben konnte, unterrichtete eine große Schar ärmlich gekleideter, hungrig dreinblickender Kinder. Da drängte sich uns unwillkürlich der Vergleich mit den prächtigen Volksschulen in Kurland auf, die wir zumeist selber den Letten gebaut hatten, wo wohlgenährte, gut gekleidete Kinder in schönen, warmen Räumen von tüchtigen, fachlich vorgebildeten Lehrern unterrichtet wurden, und wir empfanden es wie ein Unrecht an diesen armen Kolonisten, daß wir den Letten und nicht ihnen jene Schulen geschenkt hatten. Wir sagten uns aber auch, daß wir diesen Leuten in der Tat eine Wohltat erweisen würden, wenn wir sie nach Kurland herüberriefen. Zu einer Versammlung, die wir bald darauf im Schulhause abhielten, fanden sich viele ebenfalls elend und vielfach auch kränklich aussehende Männer und Frauen ein, denen ich den Vorschlag machte, nach Kurland zu kommen. Sie hörten unsere guten, im Verhältnis zu ihrer damaligen Lage sehr vorteilhaften Lohnbedingungen, und ich konnte ohne Schwierigkeit noch in derselben Stunde die von mir gewünschten vierzig Arbeiter anwerben.

Gleichzeitig bat ich den Pfarrer, mir zwei sogenannte Küsterlehrer zu empfehlen, die zunächst die Übersiedlung leiten, später die Leute betreuen und zwischen ihnen und mir ein Verbindungsglied sein sollten. Diese für ihren Beruf ganz ungenügend vorgebildeten, in ihrem Wesenskern aber meist vorzüglichen Lehrer hatten in Wolhynien auch noch den Pfarrer zu vertreten, der bei den großen Entfernungen die einzelnen Gemeinden oft nur ein- bis zweimal im Jahre besuchen konnte. Sie hielten die sonntägliche Andacht, schlichteten Streitigkeiten und waren die Vertrauensmänner der Gemeinde wie auch der Einzelnen. Es waren fast immer zuverlässige, deutsch gesinnte Männer. Ihre mangelnde Schulung brachte es mit sich, daß ihnen mit der Halbbildung unserer lettischen Lehrer auch deren zersetzende Denkart fehlte. Sie waren echte Bauern, erdverbunden, volkstreu und gottesfürchtig und bewahrten diese ihre schlichte und klare Gesinnung auch in Kurland.

¹⁰⁾ Baron Oskar von Simolin, geb. Talsen, 26. Juni 1867. Besitzer von Perbohlen in Kurland. D. H.

¹¹⁾ Carl von Villon, geb. Bersebeck, 3. Febr. 1864, ermordet von den Bolschewisten 16. Jan. 1919. Besitzer von Bersebeck. D. H.

Im Gegensatz zu den Letten waren die Kolonisten unter sich meist einig und hatten mit Recht zu ihren Führern Vertrauen. Ihre Hauptforderungen waren Kirche und Schule, Wünsche, die ich nur zu gerne hörte; denn es war ja mein Bestreben, mit diesen Leuten unserem Deutschtum und unserer Kirche neues Blut zuzuführen. So sollten die in meine Dienste tretenden Küsterlehrer den Kolonisten an solchen Sonntagen, an denen in den Katzdanger Kirchen kein deutscher Gottesdienst stattfand, Bibel und Predigt vorlesen.

Schon am nächsten Tage fuhren wir zu Pfarrer Barth¹²⁾ nach Nowograd-Wolynsk. Dort bot sich ein völlig anderes Bild. Der Pfarrer führte uns in eine verhältnismäßig wohlhabende Kolonie. Wir sahen reiche Gehöfte, gutes Vieh und auch besser gekleidete Menschen. Gradlinige, mit Obstbäumen bepflanzte Straßen wurden von den deutschen Niederlassungen, deren Wohnhäuser fast immer am Wege lagen, gesäumt. Wir besuchten etliche Bauern und erhielten den Eindruck von festgefügt, glücklichen Siedlungen. Als wir am Abend mit dem Pfarrer voller Bewunderung über unsere Eindrücke sprachen, meinte er, es sei das einzige Lebensziel aller Kolonisten, einmal einen eigenen Hof zu besitzen, und auch wir würden auf die Dauer deutsche Knechte nur bekommen, wenn wir ihnen die Aussicht auf eigenes Land eröffnen könnten. Überhaupt habe ein Heranziehen von Deutschen nach Kurland nur dann Zweck und Bestand, wenn man gleichzeitig versuche, einzelne von ihnen als Besitzer anzusiedeln. Dieser Gedanke berührte mich wunderbar neu. Man war so gewohnt, nur lettische Bauern in Kurland zu sehen, daß man sich deutsche an ihrer Stelle zuerst gar nicht denken konnte. Ich mußte immer wieder fragen, ob sich diese Bauern bei uns auch wirklich wohl fühlen würden; aber der Pfarrer wies mit Recht darauf hin, daß es der lettische Bauer im ganzen nicht schwerer habe als der wolhynische, daß der Boden in Kurland auch reich, die Höfe aber zumeist größer seien und daß alles, was uns hier an ihnen angezogen habe, ihre äußerliche Gepflegtheit, Sauberkeit und Ordnung, Eigenschaften seien, die die Kolonisten leicht in ihre neue Heimat übertragen würden. Er sehe also keinen Grund, warum diese Leute nicht ebensogut, ja nicht noch besser in Kurland vorwärtskommen sollten. Trotzdem fiel es mir schwer, mich in diese Vorstellung hineinzuleben, und beim Schlafengehen sagte ich noch zu Baron Simolin: „Wenn ich mir denke, daß ich hundert solche Deutsche in Katzdangen haben könnte, das wäre doch unsagbar schön“. Ich habe später 3 bis 4000 Siedler auf meinen Gütern gehabt und fand dies noch immer zu wenig. Mit den Erfolgen wachsen die Wünsche.

Vorbereitungen

Bei meiner Heimkehr kam ich in Mitau gerade zum Landtage zurecht. Ganz erfüllt von meinen Eindrücken hielt ich den Herren einen Vortrag über Wolhynien und über die Aussichten, die sich uns mit einer planmäßigen Siedlung eröffneten. Da die Kolonisten im Gegensatz zu den reichsdeutschen Jägern russische Unter-

¹²⁾ Johannes Barth, geb. Werro (Livland), 13. Sept. 1862, gest. Riga, 29. April 1916. S. stud. Dorpat 1882—87, Pastor in Nowograd-Wolynsk, dann in Shitomir. D. H.

tanen seien, brauche man einen Einspruch der Regierung, selbst gegen eine größere Einwanderung, kaum zu befürchten. Es gelang mir, bei vielen Anteilnahme zu erregen. Wir wählten einen Ausschuß, der diese Frage weiter beraten sollte, an dessen Spitze mein Onkel, Graf Keyserling-Altenburg¹³⁾, gestellt wurde. Es war mir lieb, daß er nicht als rücksichtslos deutsch, sondern gegen die russischen Forderungen eher als nachgiebig galt. Auch dadurch erhielt unser Unternehmen für die Regierung ein unschuldigeres Aussehen. Indem ich aber selber die Geschäftsführung übernahm, blieben doch alle Entscheidungen in meiner Hand, um so mehr, als sich Keyserling im besten Sinne von mir beeinflussen ließ.

Das ganze Land wurde nun in Bezirke geteilt und an die Spitze eines jeden ein angesehener und deutschgesinnter Gutsbesitzer gesetzt, wenn möglich jemand, der auch selber Siedler in seine Dienste zu nehmen gedachte. An ihn sollten sich alle wenden, die in diesem Bezirke Kolonisten einstellen wollten, damit die Werbung einheitlich wäre und nicht einer dem anderen die Ankömmliche ausspannte.

Nach Wolhynien sandten wir als unseren Vertreter den jungen Oberförster, W. Lackschewitz¹⁴⁾, der außerordentlich tüchtig, dabei taktvoll und für die Sache begeistert war. An ihn hatten die einzelnen Vertrauensmänner um Zuweisung von Siedlern zu schreiben. Er wiederum sollte die Knechte anwerben, sie zur Bahn bringen, allen bösen Ausstreuungen, denen die kindlich leichtgläubigen Leute, wie sich später zeigte, oft zum Opfer fielen, immer wieder entgegentreten und überhaupt von Kurland ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen. Denn natürlich bestand auch umgekehrt die Gefahr, daß vielleicht durch zu gute Schilderungen gerade die Untüchtigen angezogen werden konnten, die dann die Kolonisten in Kurland und später, weil sie selber dort nicht vorwärtsgekommen waren, Kurland bei den Kolonisten in schlechten Ruf bringen würden.

Zur gleichen Zeit aber ging ich noch einen Schritt weiter. Wir gründeten in Mitau eine Kasse, aus der den Gutsherrn, die Kolonisten ansiedeln wollten, Hilfgelder oder Darlehen gezahlt werden sollten. Sie war vornehmlich als Hauptbank gedacht, da in den einzelnen Kreisen mit der Zeit eigene Anstalten gleicher Art geschaffen werden sollten, was auch teilweise geschah.

Diese allgemeinen Einrichtungen haben nicht das gehalten, was ich von ihnen erhofft hatte. Die Gründe hingen mit Menschen, nicht mit der Gesamtlage zusammen. Ich kann mich um so mehr auf die Schilderung meiner eigenen Siedlung beschränken, als es mir auch hier nur darauf ankommen wird, Allgemeingültiges herauszuheben.

Ich begann sofort für die Siedler, die ja zuerst als Knechte kommen sollten, zwei Güter bereitzustellen. In Kurland fand jedes Jahr ein gewisser Arbeiterwechsel statt. Bei meinem verhältnismäßig großen Besitz war es deshalb leicht,

¹³⁾ Artur Graf Keyserling, geb. Gaicken, 7. März 1847, gest. in Königsberg, Pr. Besitzer von Altenburg, später Grösen. Grobinscher Kreismarschall. D. H.

¹⁴⁾ Werner Lackschewitz, geb. Rappin, 24. Sept. 1877. Oberförster, später Beamter in Riga. D. H.

einen Hof völlig zu räumen, indem ich die Knechte, die ich behalten wollte, in die auf meinen anderen Gütern freiwerdenden Stellen versetzte. Zudem entschloß ich mich noch, das nicht große Gut des Baron Simolin hinzuzukaufen, wo ich ja als neuer Besitzer keine Verpflichtungen gegen die lettischen Knechte hatte und alle Stellen für die erwarteten Deutschen freihalten konnte. Man tat damit eigentlich keinem Letten ein Leid an. Bei der schwachen, wenn auch den städtischen Balten immer noch überlegenen Vermehrung der lettischen Bevölkerung bestand ein gewisser Mangel an Arbeitskräften, und Entlassene fanden leicht neue Anstellung. Außerdem haftet der Lette nicht am Lande und zieht gern in die Stadt. Die Beamtschaft blieb auf beiden Gütern zunächst lettisch; denn die Ankömmlinge kannten ja die kurländischen Verhältnisse noch nicht. Doch beschloß ich, die beiden mitkommenden Küsterlehrer bei mir Landwirtschaft lernen zu lassen, um auf diese Weise auch Gutsaufseher aus den Kolonisten zu erziehen, denen sich ihre Landsleute lieber fügen und die für diese auch mit mehr Verständnis sorgen würden. Das habe ich auch weiter so gehalten. Von nun an lernten jahraus jahrein je zwei, meist jüngere Küsterlehrer den Ackerbau in Katzdangen, wo sie zuerst als sogenannte Schildreiter — diese altertümliche Bezeichnung hatte sich dort für eine Art Unteraufseher noch erhalten — Dienst taten, um dann als Beamte und Verwalter auf meine verschiedenen Höfe verteilt zu werden. Später, als ich alle Stellen mit Deutschen besetzt hatte, kamen so von mir geschulte Beamte auch auf Nachbargüter.

Unter solchen Vorbereitungen rückte der Tag, an dem die Siedler kommen sollten, schnell heran. Da erhielt ich überraschend von den beiden neu verpflichteten Küsterlehrern einen gemeinsam verfaßten, erregten Brief, daß die angeworbenen Leute, durch irgendwelche, anscheinend von Letten ausgestreute Gerüchte abgeschreckt, nicht mehr kommen wollten. Ich hatte die Küsterlehrer durch eine günstige Anstellung gleich für mich gewonnen, und sie waren bereit, jenen Gerüchten entgegenzuwirken und, wenn nötig, neue Knechte anzuwerben. Ich schrieb ihnen zurück, sie möchten am besten zuerst selber nach Kurland kommen, womöglich noch andere mitbringen, um sich das Land anzusehen. Auf diese Weise meinte ich, am besten allen törichten Ausstreuungen zu begegnen. Die zwei Kundschafter kamen auch, es waren der Küsterlehrer Blueschke und sein Schwager, mein späterer Kutscher Wolter, die somit als erste Kolonisten den Boden Kurlands betreten haben. Da ich lettische Machenschaften fürchtete, holte ich sie selber von der Bahn ab und fuhr mit ihnen, wiewohl ich gerade erkrankt war, Schmerzen und hohes Fieber hatte, den ganzen Tag auf meinen Gütern umher, ohne sie einen Augenblick mit einem Letten allein zu lassen; denn ich war überzeugt, daß sonst neue Quertreibereien die Folge sein würden. Sie waren durch die kurländischen, Wolhynien doch sehr überlegenen Zustände tief beeindruckt. Ich aber war glücklich, als ich sie wieder zur Bahn gebracht hatte, und mich ins Krankenbett legen konnte. Diese Kundschafter waren gut ausgesuchte, ordentliche Leute; ihnen verdanke ich es, daß später alles wunschgemäß verlief.

Die ersten Siedler

Am 23. April 1906 kamen sie, vierzig Familien mit ihrem geringen Hausrat, vor allem mit großen Federbetten, kraftlos aussehende, bleiche Männer, kränzlich erscheinende Frauen und unglaublich viele Kinder, alle sehr ärmlich gekleidet. Die Letten lachten: „Diese Schwächlinge sollen uns ersetzen!“ Und in der Tat war der Unterschied zwischen den starken, wohlgenährten und gutgekleideten Letten und den Ankömmlingen gewaltig. Diese waren auch selber in trüber Stimmung, vor allem hatte es sie beeindruckt, auf dem ganzen, sechs Meilen langen Wege vom Bahnhofe bis zu mir keine Kühe gesehen zu haben. Sie meinten, es sei doch schrecklich, in ein Land zu kommen, wo es kein Vieh gebe. Die Küsterlehrer hatten sie beruhigt, es sei ja gerade das Zeichen eines reichen Landes, wenn man so viel Futtermittel übrig habe, daß man das Vieh nicht so früh auf die Weide zu treiben brauche. Ich selber empfing sie in Katzdangen und bereitete ihnen, um ihre Stimmung etwas aufzurichten, die Überraschung, daß ich ihnen das Reisegeld, das zu zahlen ich nicht versprochen hatte, dennoch gleich ersetzte. Jede Familie erhielt fünfundzwanzig Rubel (54 Mark). Dieser erste Eindruck wurde ausschlaggebend; sie sahen, daß man ihnen mit Wohlwollen und ohne Berechnung entgegnetrat. Dann wurden sie in die verschiedenen Knechtswohnungen auf den beiden dazu bestimmten Gütern verteilt. Ich bin damals jeden Tag zu ihnen gefahren, wiewohl das eine Gut fast 2 Meilen von Katzdangen entfernt lag, um ihnen Mut zuzusprechen und ihren verschiedenen Nöten abzuhelpen.

Anfängliche Schwierigkeiten

Diese ersten Wochen waren in der Tat schwer. Die lettischen Aufseher, denen die Ankömmlinge zunächst unterstellt werden mußten, waren ränkesüchtig und ihnen gewiß nicht wohlgesinnt. Andererseits ließ sich auch kaum bestreiten, daß die Kolonisten den Anforderungen an einen durchschnittlichen Arbeiter zunächst nicht im geringsten entsprachen. Man muß bedenken, daß die Letten tüchtige und bequeme Knechte waren, daß also die Beamten im Vergleich zu ihnen mit Recht über die Ankömmlinge klagen konnten, denn diese waren den Anstrengungen unserer Landwirtschaft noch gar nicht gewachsen, mit der kurländischen Arbeitsweise nicht vertraut und in vielem auch durch das südlichere wolhynische Klima verwöhnt. So weigerten sie sich zuerst, bei Regen im Freien zu arbeiten, was in Kurland, wo es oft regnet, undurchführbar war. Es blieb bei den täglichen Reibereien schwer zu entscheiden, wer Recht hatte, ob es sich um Verleumdungen der lettischen Aufseher oder um ein tatsächliches Versagen der Kolonisten handelte. Oft schien es aussichtslos, sie jemals zu ordentlichen Knechten zu erziehen. Selbst meine höheren, deutschen Beamten flehten mich an, den vergeblichen Versuch aufzugeben. So mußte ich fortwährend schlichten, die Aufseher beruhigen, den Kolonisten zureden, mußte ermahnen, bitten und schelten. Es war eine mühselige Zeit.

Dazu kamen die lettischen Drohungen. Das eine Wohnhaus der Kolonistenknechte lag hart an der Landstraße, und die armen Frauen der Ankömmlinge mußten fortwährend sehen, wie vorbeifahrende Letten ihnen das Zeichen des Halsab-

schneidens machten. Es fanden sich an ihren Türen Totenköpfe und Kreuze, in Kohle und Kreide mehr oder weniger künstlerisch gemalt, und dergleichen geistreiche lettische Scherze mehr. Glücklicherweise wohnten sie zu mehreren Familien zusammen, so daß sie vor lettischen Angriffen gesicherter waren. Als sie zum erstenmal zur Kirche kamen, nahmen die aus dem vorhergehenden lettischen Gottesdienste herausströmenden Letten eine so drohende Haltung ein, daß ich gezwungen war, mich unter die Kolonisten zu stellen, um sie durch mein Ansehen zu schützen. Es war ein Glück, daß es damals zu keiner lettischen Gewalttat kam. Wäre einer der Neukömmlinge ermordet worden, so wäre es kaum möglich gewesen, die anderen im Lande zurückzuhalten. Aber, glücklicherweise haben die Letten den Zeitpunkt, da ein Schreckschuß noch hätte wirken können, ungenützt vorübergehen lassen.

Unterdessen suchte ich für die von der fremden Umgebung noch bedrückten Neukömmlinge nicht nur allseitig zu sorgen, sondern ihnen auch menschlich näher zu kommen. Jeden Sommer kam eine ältere Freundin meines Hauses, die Baronin Marie Medem, nach Katzdangen, um für einige Monate zuerst im Schlosse, dann, als es abgebrannt war, in dem nun seine Stelle vertretenden Kavalierhause alle Pflichten der Gutsherrin zu übernehmen. Ein wunderbar lebensvoller Mensch, klug und tatkräftig, mit einem großen, sonnigen Herzen. Sie hatte sich mit viel Liebe und Verständnis um die Letten bemüht und nahm sich nun mit noch mehr Liebe der Kolonisten an, die als Deutsche uns so viel verständlicher waren. Es gab anfangs viel Krankheit unter ihnen. Marie Medem brachte ihnen Arzneien, beriet die Mütter, pflegte die Kinder, sie gründete später einen Jungfrauenverein und kannte und liebte sie alle. Solche Arbeit ist nur möglich, wenn man mit dem Herzen dabei ist. Wer nicht sein ganzes Ich einsetzen will, sollte sich an ein solches Werk nicht wagen. Schon darum wird die Siedlungsarbeit eines Einzelnen, wenn sie aus Liebe zum Volkstum geschieht, in der Regel der beamtlichen überlegen sein; und ist das Herz dabei, so muß sie gelingen. Mit jeder Erfahrung, die ich machte, wuchs auch mein Glaube an die in all diesen Bauern schlummernde, an die dem Deutschtum innewohnende Kraft.

Fortschritte

Und schließlich ging es vorwärts. Einer nach dem anderen wurde gewonnen, täglich fanden sie sich mehr in die neuen Verhältnisse, ihre Mienen wurden heiterer, ihre eigenen Klagen und die der Aufseher über sie verstummten allmählich; schon nach einem halben Jahre waren sie wunderbar verändert. Sie sahen gesünder und kräftiger aus, waren besser gekleidet, traten sicherer auf und konnten äußerlich schon gut den Vergleich mit manchen Letten aushalten. Auch in ihren Leistungen. Aus bleichen, abgezehrten Gestalten waren stramme, gut aussehende Bauernburschen geworden, die auch viele ihrer Berufsgenossen aus Ostdeutschland durch ihr offenes und starkes deutsches Wesen übertrafen. Das hat sich dann immer weiter gesteigert, und schließlich waren die Kolonistenknechte zumindest so tüchtig wie die Letten, nur daß sie ihrer Artung nach lauterer waren und als Deutsche

uns näher standen. Sie hatten es selber bald herausgeföhlt, daß sie den Letten innerlich überlegen waren, sie fürchteten sich auch nicht mehr vor Zusammenstößen und flößten allen, die ihnen nachstellten, mit ihren Fäusten schnell die nötige Achtung ein. Viele Wandlungen, die man kaum für möglich gehalten hätte, ergaben sich wie von selbst. Manchen Aberglauben hatten sie mit anderen Rückständigkeit und Vorurteilen in der gesunden Luft Kurlands schon im Laufe weniger Wochen abgelegt. Sie wuchsen in die neue Gesittung, die ja ihres Blutes war, erstaunlich schnell und bald auch bewußt hinein. Es erging ihnen wie Pflanzen, die man aus dumpfem Keller an die warme Frühlingsluft trägt, die nun die verlorene Entwicklung in kurzer Zeit aufholen und ungehemmt Kraft und Schönheit entfalten.

Ihre äußere Wandlung war in der Tat gewaltig. In Wolhynien waren sie von ihren polnischen und russischen Gutsbesitzern wie auch von den Beamten verachtet und ausgenutzt, oft verfolgt worden; in Kurland empfing sie der Guts- herr mit offenen Armen als völkische Mitkämpfer, als deutsche Brüder, und mit ihm begrüßte sie nicht minder herzlich die baltische Oberschicht, die trotz allem noch dem Lande die deutsche Färbung gab. Hier konnten sie sich zum erstenmal in ihrem Leben als freie Bürger, ja als zur deutschen Herrens- chicht gehörig betrachten. Hier waren die Behörden, selbst der öffentliche Sicher- heitsdienst teilweise noch in deutschen Händen. In Wolhynien waren sie in einem von den Zwiebelkuppeln der russischen Kirche beherrschten Lande eine kaum geduldete Sekte ohne Pfarrer, ohne Kirche in erreichbarer Nähe, hier waren sie in einem rein lutherischen Lande; sie sahen von ihren Fenstern aus den schlanken, weißen Turm ihrer eigenen Kirche, in der ein deutscher Seelsorger sie freudig als seine ersten deutschen Bauern betreute. Dort hatten sie um ihre ärm- lichen Schulen kämpfen müssen, hier baute sie ihnen der Deutsche Verein, und alle Balten wetteiferten, ihnen die Schätze äußerer und innerer Gesittung entgegenzu- bringen. Es war doch ein deutsches Land, in das sie gekommen waren. Welch einen Eindruck mußte es auf diese so wenig verwöhnten Menschen machen, das mit Augen zu schauen, wovon sie nur gehört oder geträumt hatten; sie meinten, ihre wahre Heimat wiedergefunden zu haben, „das gelobte Land“, wie sie es in ihrer biblischen Sprechweise nannten. Und welch ein Glück war es für mich, dies fördernd mitzuerleben.

Erweiterung

So ging der Sommer hin. Es kam im Herbst der Martinitag, an dem in ganz Kur- land die Arbeitsverträge für das neue Jahr geschlossen wurden, die dann freilich erst zu Georgi, also im April des nächsten Jahres in Kraft traten. Ich hatte mich schon lange auf diese Stunde gefreut; denn sie gab mir Gelegenheit, den Siedlern mein Vertrauen zu beweisen und ihnen neue Hoffnungen einzuflößen. Es war mir möglich geworden, fast alle aufrücken zu lassen, sie auf den bisher von ihnen be- setzten Gütern in kleine Aufseherstellen als Stallmeister, Viehpfleger und Forst- warte, die bei uns Buschwächter hießen, zu befördern. Auch die Handwerker-

betriebe dieser Höfe konnte ich ihnen übergeben; ihre bisherigen, dadurch freierwerdenden Knechtstellen füllte ich mit Neuankömmlingen aus Wolhynien auf. Schließlich ernannte ich die Küsterlehrer, die als „Schildreiter“ im Katzdanger Haupthofe die Landwirtschaft ausreichend erlernt hatten, zu Verwaltern auf jenen Gütern, die nun völlig mit Deutschen besetzt waren. Es bedeutete natürlich für die Siedler außerordentlich viel, jetzt ganz unter sich und keiner lettischen Willkür mehr preisgegeben zu sein. Ihre Freude war groß. Sie sahen die Möglichkeit vorwärts zu kommen; sie erkannten vor allem, daß man sie nicht gerufen hatte, um ihre Arbeitskräfte auszunutzen, sondern, um ihnen zu helfen und die deutsche Sache zu fördern.

Ich räumte nun noch zwei Güter von allen Letten und besetzte auch hier die gehobenen Stellen mit den erstgekommenen und die Knechtstellen mit neuherbeigezogenen Siedlern. Dies ergab im ganzen weit mehr als die Verdoppelung ihrer bisherigen Anzahl. Bald waren es an hundert Familien, eine stattliche, in sich geschlossene Gemeinde, die sich ihrer Kraft und Bedeutung schon bewußt war.

Landknechte

In Kurland hatte man neben den „Deputatknechten“ die sogenannten Landknechte, Instleute, die ein verhältnismäßig großes Landstück zu eigener Bebauung erhielten und statt des Pachtzinses je nach Vertrag zwei bis vier Tage der Woche auf dem Gute arbeiteten. Sie hatten eigene Werkzeuge, aber auch eigenes Vieh, Pferde und Kühe, sie waren Landwirte im kleinen. Bisher wäre es nicht möglich gewesen, Siedler in solche Stellen zu bringen, weil sie die Verhältnisse in Kurland, die Art seines Ackerbaues nicht kannten und außerdem keine Mittel besaßen, sich den notwendigen toten und lebenden Wirtschaftsbestand anzuschaffen. Nun bewog ich einige Siedler, die sich schon als Arbeiter eingelebt hatten, Landknechte zu werden, wozu ich ihnen das Geld vorschob, und gerade diese Form der Anstellung sagte ihnen besonders zu, war es doch eine Art Vorschule und Vorbereitung dafür, später einmal vollwertige Pächter oder Besitzer zu werden.

Für den dadurch erforderlichen Zuzug brauchte ich nicht mehr zu werben. Alle hatten an ihre Verwandten geschrieben, und ich wußte mich des Andrangs derer, die kommen wollten, kaum zu erwehren. Es war wie bei einem durchstochenen Damme, wenn die herausstürzenden Wasser die Durchbruchstelle bald selber erweitern. Ich war somit bei Auswahl der Neukömmlinge von keiner Vermittlungsstelle, auch nicht von der durch uns gemeinsam in Wolhynien begründeten, abhängig, sondern konnte mich auf die Empfehlungen meiner Küsterlehrer und der schon bei mir eingebürgerten Leute verlassen, wobei sich die etwas mühsame, doch sichere eigene Auswahl wie immer jeder amtlichen Anwerbe überlegen zeigte. Dadurch, daß sich auf diese Weise große Verwandtenkreise bei mir zusammenfanden, fühlte sich die einzelnen wiederum heimischer und glücklicher.

Ich besorgte auch für Nachbarn und Freunde auf deren Bitten Knechte und Unterbeamte und tat es um so lieber, als bei dem Zusammengehörigkeitsgefühl der

Siedler jeder Neukömmling die anderen und damit auch meine eigene Siedlung stützte. Auch wollte ich die Siedlung ja nicht nur in Katzdangen aufbauen, sondern sie über ganz Kurland ausbreiten. Was half es, wenn ich nur Katzdangen dem Deutschtum gewann! Hier, wie auch bei der später einsetzenden Landsiedlung konnte es sich für mich nur darum handeln, ein Beispiel aufzustellen, eine Möglichkeit zu beweisen, ein Ziel für alle zu setzen.

Seelische Opfer

Hierfür durfte ich kein Opfer scheuen. Um eine geschlossene und damit für die Dauer gesicherte Siedlung zu schaffen, war es notwendig, alle Letten, auch die alten lettischen Beamten jeweils auf den besiedelten Gütern und schließlich in ganz Katzdangen zu entlassen; denn jeder nachbleibende Lette mußte bewußt oder unbewußt als Gegner der Kolonisten, als Spaltpilz der Siedlung wirken. Das war der schwerste Teil meiner Siedlungsarbeit. Durch meine bisherige, stete Auslese unter meinen lettischen Angestellten waren gerade in den höheren Stellungen manche, die ihres Alters, ihrer langen Dienstzeit, ihrer Tüchtigkeit und Treue wegen kaum zu entlassen waren. Und doch mußte der Einzelne dem Ganzen geopfert werden. Ich habe in jedem Sonderfalle durch hohe Abfindungen und Ruhegehälter die Gerechtigkeit zu wahren, die Härte auszugleichen gesucht. Doch schmerzt es mich, daran zu denken. Ich frage mich, ob ich heute noch jene rücksichtslose Zielstrebigkeit der Jugend besäße. Aber ohne sie hätte ich nicht siedeln können. Ein guter Gärtner muß ein scharfes Messer und ein hartes Herz besitzen. Ein Staatsmann muß Treue und Dank, die er Einzelnen schuldet, dem Wohle seines Volkes opfern, wenn er wahrhaft treu sein will; das ist das Schwerste, was ihm sein Schicksal auferlegt. Auch ich in meinem kleinen Kreise würde es mir nie als Verdienst anrechnen, für die Siedlung gelebt, ja gedarbt zu haben, wohl aber, daß ich manche liebgewonnene Menschen trotz Treue und Dankbarkeit der deutschen Sache geopfert habe. Aber sonst wäre meine Arbeit Stückwerk geblieben.

Wie sehr solche Gefühlsrücksichten die Siedlungsarbeit erschwerten, mag eine Erfahrung mit einem Nachbarn zeigen. Er trat an mich mit der Bitte um Kolonisten heran, mit denen er den Anfang einer Siedlung machen wollte. Ich schlug ihm zunächst einen Pferdepfleger vor, den ich durchaus empfehlen könne. „Nein, das geht nicht; meiner ist schon über zwanzig Jahre im Dienst.“ „Dann sucht ein guter deutscher Stellmacher eine Beschäftigung.“ „Ja, wenn meiner nicht so ausgezeichnet wäre, daß mich alle Nachbarn um ihn beneiden.“ „Wie wäre es denn mit einem bewährten Viehpfleger aus Wolhynien?“ „Nein, der wäre für mich zu teuer, ich habe mit meinem jetzigen einen sehr günstigen Vertrag.“ „Gut, so habe ich noch einen ausgezeichneten Knecht, den ich Dir, wenn Du ihn zum Waldhüter machtest, zu seinem und Deinem Besten abtreten würde.“ „Den würde ich gerne nehmen, aber mein Buschwächter hat sich 1905 beim Aufstande als einziger treu bewährt. Wie könnte ich ihn entlassen!“ „Ja glaubst Du denn wirklich, daß ich selber keine fleißigen und tüchtigen und treuen Letten in meinem Dienste gehabt habe, die ich mit großen Geldopfern und — was mehr wiegt — mit blutendem Herzen abgelöst

habe? Wer keine Opfer, vor allem keine seelischen Opfer bringen will, soll den Gedanken an Siedlung für immer aufgeben.“

Unter solchen Kämpfen, Freuden am Ganzen und Schmerzen im Einzelnen gelang es mir, in wenigen Jahren die Wirtschaften meiner zwölf Güter rein deutsch aufzubauen und damit in kurzer Zeit einen festen deutschen Kern zu bilden, an den sich mit Sicherheit weiteres Deutschtum anschließen konnte.

Landbeschaffung

Denn bald nach ihrer Ankunft waren die Kolonisten von selber mit der anderen entscheidenden Frage zu mir gekommen. Sie berichteten von Brüdern und Onkeln, Vettern und Freunden, die Geld besäßen, aber in Wollhynien kein Land kaufen könnten und gerne nach Kurland übersiedeln würden. Wer war froher als ich! Selbstverständlich sollten ihre Verwandten uns besuchen kommen. Und dies brauchte ich nicht zweimal zu sagen. Denn nun kamen sie, fast jeden Tag eine neue Gruppe, zumeist fünf bis sechs Männer, viele mit ihren Frauen, die sich „das Kurland beschauen“ wollten. Ich habe schließlich für sie allein zwei Küsterlehrer und vier Pferde halten müssen, um ihnen alles zu zeigen und sie zu den Stellen zu fahren, wo sie voraussichtlich Grundbesitz erstehen konnten. Ein größeres Haus in Katzdangen war nur für diese Besucher eingerichtet, sie wurden dort auch verpflegt; häufig nächtigten dort bis dreißig solcher Gäste. Jede Gruppe wollte mich persönlich sprechen, und ich mußte immerfort das Gleiche für alle Neuangekommenen wiederholen, was oft für mich eintönig war, aber doch wieder Anpassung an die verschiedenartigen, nach Menschen und Umständen wechselnden Anfragen und Wünsche erforderte.

Landhunger

Es war damals leicht, in Kurland Land zu erwerben. Der Lette hängt im allgemeinen nicht an seinem Grundbesitz; er ist jederzeit bereit, ihn zu verkaufen, sobald er errechnet, daß die Zinsen der Kaufsumme auch nur um einen Pfennig höher sein werden als der Ertrag, den er selber herauswirtschaften kann, während umgekehrt die Kolonisten nur fragten: „Kann der Boden mich und meine Familie ernähren, ganz gleich, was ich für ihn gezahlt habe.“ Und nur dies war wirklicher Landhunger. Der von hetzerischer Stimmungsmache immer wieder vorgebrachte „Landhunger der Letten“ bestand in dem durchaus begreiflichen Wunsche, umsonst Land zu erhalten. Unter solchen Bedingungen wird es wohl wenige Menschen geben, die nicht „landhungrig“ sind. In diesem Sinne bin auch ich selbst als Besitzer von zwölf Rittergütern immer landhungrig gewesen. Aber etwas anderes ist es, wenn jemand, wie hier die Kolonisten, den ihm zum Leben nötigen Acker begehrt, ob es sich nun um landlose Bauernsöhne oder um ein ganzes Volk ohne Raum handelt, das an solchem Mangel körperlich und seelisch verdirbt (Anm. 6). Den Kolonisten fehlte in Wirklichkeit Land, sie suchten es um seiner selbst willen, sie wollten es sogar überzahlen und sich nicht nur wie die Letten durch seinen kostenlosen Erwerb bereichern. Wie glücklich waren sie, in Kurland den Boden zu finden, den sie sich, so durften sie in menschlicher Kurzsichtigkeit wännen, für immer erringen konnten.

Die ersten Bauernhöfe

Trotzdem ging es mit dem Landerwerb anfangs nicht so vorwärts, wie ich hoffte. Dort, wo die Kolonisten Land kaufen wollten, mochte der Lette nicht veräußern, und manchmal war es auch umgekehrt. Da habe ich denn, um den ersten Anstoß zu geben, selber zwei Bauernhöfe erstanden und sie unter dem gezahlten Preise gleich an Siedler weiter vergeben. Diese ersten baltisch-deutschen Bauern, die auf solche Weise ein unerwartetes Geschenk erhalten hatten, waren hoch erfreut. Sie wirtschafteten sich bald aufs beste ein, und ihre Höfe konnten nun der Siedlung zur Werbe dienen. Zu ihnen sandte ich fortan alle Neukömmlinge, die sich über Kurland unterrichten wollten.

Aufteilung von Gütern

Nun war auch hier der Damm gebrochen. Es wurden mehrfach lettische Bauernhöfe von Kolonisten gekauft. Aber täglich kamen neue Scharen, und um dieser mich wie ein Wunder anmutenden Bewegung entgegenzukommen, sie zu beschleunigen, wenn möglich noch zu verstärken, beschloß ich, ganze Güter an die Siedler aufzuteilen. Das erste war ein mittelgroßes Gut, Post-Drogen, das oft von Hand zu Hand gegangen war, kein alter Sitz mit wertvollen Überlieferungen (Anm. 7).

Hier teilte ich jedem bisherigen Gutsgebäude ein Stück Land zu und verkaufte die so entstehende Einheit je einem Siedler. Da der Gutshof fast ausnahmslos inmitten der Felder und Wiesen lag, war es leicht, von dieser Mitte aus sternförmig zwischen den geplanten Besitztümern Grenzlinien bis zum Rande des Gutes zu ziehen. Dadurch entstanden Dreiecke, in deren oberem spitzen Winkel das alte Wirtschaftsgebäude lag, das nun dem neuen Eigentümer als Wohnung, Stall und Scheune dienen sollte. Diese meist großen, aus Feldsteinen oder Ziegeln errichteten Gebäude blieben dadurch erhalten. Sie abzureißen und dafür in der Mitte der einzelnen Besitze neue zu bauen, wie es in Deutschland von Siedlungsverbänden geschieht, wäre zu teuer geworden, liegt doch ein Hauptwert jeder entwickelteren Wirtschaft in dem von vielen Geschlechtsfolgen allmählich in Baulichkeiten angelegten Vermögen. So entsprach die Anzahl der Teile, in die das bisherige Gutsland zerlegt wurde, der Zahl seiner Gebäude. Wie groß jedes einzelne Stück wurde, hing von der Kaufkraft der Siedler ab. Sie kamen ja meist in größerer Anzahl, und die Kunst des Siedelns bestand darin, daß jeder soviel Land erhielt wie er bezahlen und bebauen konnte, was oft tagelange, schwierige Unterredungen erforderte. Aber schließlich einigte man sich trotz allem und, wenn das eine oder andere Grundstück auch zunächst übrig blieb, so fand sich doch bald ein neuer Käufer. Die oft beträchtlichen Waldteile schloß ich meinen Forsten an, was gut ging, da ich immer nur an meinen Grenzen gesiedelt habe. Ebenso behielt ich das frühere Wohnhaus mit dem Obstgarten, dem kleinen Parke und einer geringen Ackerfläche für mich, da nach kurländischem Landrecht ein Gut niemals ganz aufgeteilt werden durfte. Dieses Ackerland verpachtete ich später an die anliegenden oder auch an andere Siedler, während

ich das frühere Wohnhaus mit Garten der neu entstandenen Gemeinde gegen eine mein Besitzrecht wahrende Zahlung von einem Rubel (2,16 Mark) jährlich zur Einrichtung einer deutschen Schule, eines Betsaales und Versammlungsraumes und zur Wohnung für den Lehrer überließ. Mit dem Nutzungsrecht auf den meist großen Obst- und Gemüsegarten trug die Siedlergemeinde schon einen beträchtlichen Teil des Gehaltes an den Lehrer ab. Äußerlich ergab sich so das hübsche Bild, daß die Kolonistenhäuser, die ja alte Wirtschaftsgebäude waren, rings um das Gemeindehaus, eines nahe dem anderen, standen. Das hatte für den Schulbesuch der Kinder, für den sonntäglichen Gottesdienst und für das gesellige Zusammenleben seine großen Vorteile. Es war auch für die junge Gemeinschaft ein gewisser Schutz gegen lettische Angriffe, denn jeder wohnte auf Rufweite von seinen Nachbarn entfernt. Neben diesen Vorzügen spielte es keine große Rolle, daß die Gebäude nicht in der Mitte der neuen Siedlungen, sondern in einem spitzen Winkel der Besitze standen, sie lagen immerhin nicht zu weit ab. An ihrer dem Acker zugekehrten Rückseite konnte sich der Fruchtgarten des Siedlers ausbreiten, und die so manchen Zwist schaffenden Hühner durften dort ungestört ihr Wesen treiben, wie überhaupt alle nachbarlichen Streitpunkte auf diese Weise möglichst ausgeschaltet waren.

Waren nun die neuen Grenzlinien gezogen und ein jedes Stück von einem geprüften Landmesser auf einer Karte nach seiner Größe sorgfältig verzeichnet, so ließ sich der einzelne Kaufpreis schnell errechnen, indem man den Schätzwert des Waldes und der als Restgut verbliebenen Ackerfläche vom Gesamtpreise, den das Gut beim Ankauf gekostet hatte, abzog und den Rest unter die Siedler, je nach der Größe der von ihnen erworbenen Grundstücke, aufteilte. Der Preis betrug durchschnittlich 100 Rubel (= 216 Mark) für den Hektar. Die Unterschiede aus der verschiedenen Güte des Bodens waren schon bei der ersten Beratung berücksichtigt worden und wurden bei der Festsetzung des Preises zwischen den einzelnen Käufern, im Notfalle durch das Urteil eines Unparteiischen, leicht ausgeglichen. Das Ergebnis wurde sofort beim Gericht in die Grundbücher eingetragen. Das verursachte keine allzu großen Kosten und konnte im Laufe einiger Monate geregelt werden (Anm. 8). Ich habe selbstverständlich darauf gehalten, nichts zu gewinnen, aber womöglich auch nichts zu verlieren, um zu beweisen, daß die Siedlung ohne Zuschuß möglich sei. Dieser Beweis ist in Kurland gelungen. Alle meine Siedler sind mit ihrem Kaufe zufrieden gewesen; ich erinnere mich keiner Klage, wie auch keines Siedlers, der fortgezogen wäre und seinen Besitz an einen anderen weiterverkauft hätte. Da sie die volle Summe nicht sofort zahlen konnten, wurden die bisher auf dem Gesamtgute lastenden Schulden unter die Käufer nach der Größe ihres Besitzes verteilt, und was nach Abrechnung der Anzahlung noch übrig blieb, als Grundsuld auf mich ver-
schrieben, die dann auch bald von den Siedlern abgetragen wurde.

Freie Siedlung

Trotz unseren niedrigen Getreidepreisen war es für einen Bauern eben doch möglich, in Kurland vorwärts zu kommen, man mußte ihm nur, nachdem
Sammlung Georg Leibbrandt, Bd. 5, Mantuffel-Katzdangen

er einmal in den Sattel gesetzt war, das Reiten selbst überlassen, was gerade in Deutschland durch viele gutgemeinte, in Wirklichkeit aber unglückliche amtsherrliche Bestimmungen schon vor dem Weltkriege recht erschwert war. Bauern, die die Preußische Regierung in Posen angesiedelt hatte, sind zu mir gekommen, weil sie in Kurland „freier“ seien. Sie flüchteten vor der sie mit allzu viel Liebe und Gründlichkeit bevormundenden preußischen Beamtenherrschaft. Einer meiner Freunde schlug einmal vor, über das Hochtör eines Verwaltungsschlosses für Siedlungssachen als Krönung ein Marmorbild zu setzen: „Die Vergewaltigung der Ceres durch den heiligen Bürokratius.“ Im Gegensatz zu jeder Art von Bevormundung stand es meinen Siedlern frei, ihren Acker so zu bebauen, wie es ihnen beliebte. Keine Vorschrift hinderte sie, nach ihrem eigenen Ermessen und darum auch den wechselnden Umständen besser angepaßt vorzugehen¹⁵⁾.

So kümmerte ich mich auch nicht um die innere Ausgestaltung des jedem Siedler zugeteilten Gebäudes. Der neue Käufer zog zumeist sofort mit seiner Familie ein, hauste dort zunächst, so gut es ging, und baute dann bald in einem Teile seine Wohnung aus; daneben ließ er, wenn das Gebäude ein Stall gewesen war, einen Teil davon für Vieh und Pferde bestehen und richtete das letzte Drittel zur Scheune und Tenne ein. War es eine Scheune gewesen, so blieb eben ein Teil als solche bestehen, während ein anderer zum Stall und schließlich das eine Ende zur Wohnung ausgebaut wurde. All diese Einzelheiten zu bestimmen, war ausschließlich Sache des neuen Besitzers. Ein etwas einfaches, aber billiges und im Grunde den Siedlern mehr zusagendes Verfahren, als wenn ihnen jedes Gebäude nach Muster F schon fertig hingestellt wird, wie es manchen früheren Amtsherrschern als Wunschbild vorschwebte. Abgesehen davon, daß im Grunde doch die Siedler die großen Kosten zu tragen haben, können sie dabei nicht ihren eigenen Geschmack walten lassen, ihre Schaffensfreude wird erstickt, sie kommen in eine von fremden, sie wenig verstehenden Menschen ersonnene Schöpfung, vieles paßt ihnen nicht, und oft dürfen sie es nicht einmal ändern, ehe nicht die hohe Kaufsumme bezahlt ist. Es ist nicht ihr eigener Rock, der, möchte er recht oder schlecht geworden sein, ihnen doch gefallen hätte, weil er eben von ihnen selber erdacht und zugeschnitten gewesen wäre, es ist ein fremdes, oft mit Liebe und Sorgfalt geschneidertes, aber eben doch nicht ihnen eigens angepaßtes Gewand, oft ein schönes, aber immer doch ein ungewohntes und jedenfalls ein sehr teures Kleid. Ist es ein Wunder, daß man das Eigengeschaffene, worin so viele Erinnerungen, Überlegungen, Sorgen und Freuden hineingewebt sind, mehr liebt als das schönste Geschenk?

War ein solches Vorgehen nur mit den Kolonisten möglich, die einfacher und anspruchsloser sind als der reichsdeutsche Siedler, der oft aus der Stadt kommt und sich scheuen würde, auf so wenig vorbereitetem Grunde überhaupt anzufangen? Freilich war dies den Kolonisten durch die geringen Kosten und die größere Anpassungsfähigkeit meiner Siedlungsart sehr erleichtert. Solange es aber in Deutschland jüngere Bauernsöhne, Knechte und noch unverdorbene, deutsch

¹⁵⁾ Vgl. unten S. 40 ff. und das Vorwort. D. H.

fühlende Stadtkinder gibt, solange wird es auch Landhungrige geben, Millionen, die nur zu gerne siedelten, wenn sie nicht durch die hohen Preise der Siedlungsgesellschaften und die von diesen drohende Bevormundung abgeschreckt würden. Meine Kolonisten stammten ja schließlich auch nicht alle vom Lande. Viele waren in Litzmannstadt (Umbenennung von uns. Der Verlag) und anderen Großgewerkstädten des früheren Königreiches Polen Arbeiter gewesen. Aber die echt germanische Freude eines jeden Deutschen am Schaffen und damit auch am eigenen Werke ließ sie alle Schwierigkeiten überwinden. Das habe ich oft erfahren, als ich später bei den Baltikumtruppen den Soldatensiedlungsverband gründete, wo sich mit der Mehrheit aller Kämpfer gerade frühere Fabrikarbeiter zum Siedeln drängten. Ihre Augen leuchteten, wenn ich ihnen von meiner Art zu siedeln erzählte. Sie hätten mit Hütten vorlieb genommen, sie hätten, um eigenes Land zu erwerben, gerne zunächst im Freien übernachtet. Sie hätten anfänglich gewiß Ungeschicklichkeiten begangen, aber sie hätten sie auch bald selber erkannt, und ihr angeborener Nützlichkeitsinn hätte sie bald das Richtige gelehrt, besser als es manche Siedlungsbeamten der „Systemzeit“ wußten, die ja — leider — nicht in den Wohnungen zu wohnen, nicht in den Betrieben zu wirtschaften brauchten, die sie mustermäßig am grünen Tisch erdachten.

Persönlicher Einsatz

Es heißt oft, die Siedlungen gediehen in Deutschland schlecht, weil sich der Deutsche nicht mehr dazu eigne. Das ist falsch. Man kann noch viele Deutsche ansiedeln, man darf es nur nicht so machen wie bisher. Vor allem ist eines nötig, daß man sich dieser großen Aufgabe mit seiner ganzen Persönlichkeit hingibt. Jeder zuverlässige Deutsche mit gesundem Urteil und mit den notwendigen landwirtschaftlichen Kenntnissen kann auf eigenem oder fremdem Besitz Siedlungen, ja musterhafte Siedlungen schaffen, bessere als die bestgesinnte Behörde, wenn er sein Herz hingibt. Es muß ein einheitlicher, heißer Wille dabei sein. Ich bilde mir nicht ein, viel Gestaltungsgabe zu besitzen, und verstehe von Landwirtschaft gar nichts; aber ich habe die Aufgabe, ich habe die einzelnen Menschen geliebt, viel mehr geliebt, als ich jemals meine frühere Arbeit für die Letzten lieben konnte, und so habe ich schließlich viertausend Deutsche in Kurland heimisch gemacht. Gerade weil ich nicht besonders geschickt in dieser Arbeit war, kann ich mich um so besser als Beispiel dafür anführen, daß jeder einzelne Großgrundbesitzer siedeln kann, siedeln soll, und daß auch der Staat die Siedlung selber in die Hand nehmen mag, sie dann aber nicht von Ausschüssen und Behörden, sondern von einzelnen, möglichst selbständig gestellten, auf ihre Ehrenhaftigkeit und ihre Liebe zur Sache hin sorgfältig ausgesuchten Männern durchführen lassen sollte. Auch die uneigennützigsten Siedlungsgesellschaften arbeiten zu teuer, schon durch die Zeit ihrer Zwischenwirtschaft, überdies zu langsam und zu sehr vom grünen Tische aus, darum haben sie trotz aller staatlichen Hilfe in Preußen verhältnismäßig weniger erreicht als Einzelpersonen bei uns, die gegen den russischen Staat und eine feindliche Umwelt, aber den Umständen angepaßt, billiger, einfacher und darum glücklicher siedelten.

Pächter

Ich erkannte immer mehr, daß unter den damaligen Verhältnissen nur die Seßhaftmachung eine sichere Grundlage für jede Siedlung bot. Alle meine Höfe waren schließlich mit deutschen Knechten besetzt, und ebenso waren alle meine Beamten rein deutsch; aber wie leicht konnte sich der Arbeiterstand nach meinem Tode unter einem anders gesinnten Nachfolger ändern. So begann ich, da ich meinen alten Majoratsbesitz weder verkaufen durfte noch wollte, eines meiner Güter nach dem anderen in gleicher Weise aufzuteilen und an die Siedler zu verpachten. Zuguterletzt habe ich selber sogar ein Staatsgut gepachtet und in Form von Halbkörnerwirtschaft an die Kolonisten weiter vergeben, was freilich vor der russischen Regierung, die den deutschen Siedlern nicht gerade wohlwollte, etwas gewagt war. Diese Pachtungen gaben den Kolonisten die Möglichkeit, sich allmählich auf den Kauf von eigenem Grund und Boden vorzubereiten. Sie lernten dort ebenso wie die Landknechte unsere ländlichen Verhältnisse und eine zweckmäßige Wirtschaftsart bestens kennen, zogen sich das Vieh auf, erwarben die Maschinen und Werkzeuge, ersparten sich schließlich auch bares Geld und konnten so leichter und mit mehr Verständnis in der Nachbarschaft nach verkäuflichem Lande Umschau halten. Die Pachtwirtschaft bot ihnen den geeigneten Ansatz zum Einbruch in den lettischen Bauernbesitz, eine Möglichkeit, die sie bald auch ohne meine Anleitung auszunutzen wußten. Mancher Katzdanger Bauernhof ging so aus lettischer Hand auf die Siedler über.

Vielseitigkeit

So konnte jeder neue Kolonist in Katzdangen je nach seinem Vermögen eine Stellung finden: als Knecht, Landknecht, Halbkörner, Pächter und schließlich als Eigentümer, sei es auf den von mir aufgeteilten Gütern, sei es auf den aus lettischer Hand angekauften Bauernhöfen. Ein jeder Siedler hatte auch die Möglichkeit, allmählich in eine höhere Stellung aufzusteigen. Und vielen ist es gelungen. Mancher arme, aber fleißige und tüchtige Siedler hat bei mir als Knecht angefangen und ist in kurzer Zeit Landknecht, dann Pächter und schließlich Besitzer geworden. Das fiel gerade denen leichter, die viele Kinder hatten, da diese, zur Ehrfurcht erzogen, ihren Eltern nicht, wie oft städtische Arbeiterkinder, eine Last, sondern im Gegenteil eine willkommene Hilfe bedeuteten. Gemeinsam arbeitete sich die Familie hoch, um so eher, je zahlreicher sie war. Ein ehemals armer Kolonist, der auf diese Weise aufgestiegen war und einen lettischen Bauernhof auf einem Berge gekauft hatte, fragte mich einmal mit strahlenden Augen: „Lebe ich hier nicht wie ein Baron?“ Und in der Tat. Diese Menschen waren wirklich glücklich, sie glaubten die Zukunft für sich zu haben, und die Möglichkeit, daß die Kinder dieses Mannes einmal einen größeren Besitz haben könnten als der „Baron“, war gar nicht ausgeschlossen. Daß eine solche Entwicklung durch die lettische Enteignung meines Besitzes schon so nahe gerückt war, ahnten wir beide freilich nicht.

Grundsätzliches

Es trifft also nicht zu, wenn der leider jung verstorbene Dr. R. Schulz in seinem verdienstvollen Buche „Der deutsche Bauer im Baltikum“ (Berlin 1938) meine Siedlung vorzüglich als ein Ansetzen von Knechten und Pächtern hinstellt und hierin einen Gegensatz zu der Siedlungsart des Herrn Silvio Brödrich¹⁶⁾ sieht, der nur Eigentümer schuf. Auch ich habe die Schaffung eines freien, deutschen Bauernstandes als entscheidend, als letztes Ziel meiner Arbeit angesehen und habe darum vor allem meine Eigentümersiedlung gefördert. Wenn man einen Unterschied meiner Siedlungsart zu der Herrn Brödrichs, mit dem ich nie eine Meinungsverschiedenheit gehabt habe, finden will, so liegt er eher darin, daß ich mit meiner Arbeit nur ein Beispiel zur Nachahmung für die anderen Gutsbesitzer schaffen wollte, meine Siedlung also auf ein einheitliches Gebiet mit Katzdangen im Mittelpunkt begrenzte, sie dafür aber möglichst gediegen auszubauen suchte. Mir war bewußt, daß ein Einzelner doch nie ganz Kurland besiedeln konnte, selbst wenn er über unbeschränkte Mittel und Arbeitskraft verfügt hätte. Es galt, meine Standesgenossen von der Möglichkeit und dem Nutzen der Siedlung zu überzeugen, die darum gar nicht sorgfältig genug durchgeführt werden konnte. Der Anblick zu vieler zerschlagener Gutshöfe, zu hastig aufgeführter Siedlungen und eben gerodeter Wälder hätte meine Nachbarn abgeschreckt; gut geordnete Verhältnisse sollten sie zur Nachahmung anregen.

Ebenso mußte man, wenn ganz Kurland der Siedlung erschlossen werden sollte, auch deutsche Knechte und Pächter heranziehen. Alle Güter zu zerschlagen war unmöglich, schon weil viele von ihnen Majorate waren. Eine Aufteilung im großen wäre überdies auf den einmütigen, unüberwindlichen Widerstand aller Gutsbesitzer gestoßen, abgesehen davon konnte eine Schwächung, geschweige denn Vernichtung dieser bisher stärksten Stütze unseres Deutschtums von keinem Deutschen gewünscht werden, wie sie auch nicht einmal im Vorteil der Siedler selber gelegen hätte. Wenn man also doch mit dem Großgrundbesitz rechnen wollte, mußte man hier der deutschen Einwanderung andere Wege öffnen, um auch dem Gutslande durch Pächter und Knechte ein deutsches Gesicht zu geben. Auch hierfür sollte Katzdangen ein lockendes Beispiel bieten.

Ich habe also meine Siedlungsarbeit mit Absicht vielseitig gestaltet. Nur wenn es gelang, die Mehrzahl der Gutsbesitzer für ein gleichmäßiges Siedeln nicht nur mit Besitzern, sondern auch mit Pächtern und Knechten zu gewinnen, war es möglich, Kurland durchgreifend zu verdeutschen, was wir doch alle wünschten. Daß unvorhergesehene Zeitumstände dies nicht gestattet haben, ist kein Beweis, daß ein solches Vorgehen falsch und für andere nicht anwendbar

¹⁶⁾ Silvio Brödrich, geb. Mitau, 9. März 1870. Landwirt, auf Kurmahlen. 1905 ehrenamtl. Kreischefgehilfe. Neben Manteuffel der bedeutendste baltendeutsche Kolonisator, der 1907—14 auf 25 Ritter- und Stadtgütern in Kurland die Ansiedlung von deutschen Kolonisten durchführte. 1915 Pressereferent im Auswärtigen Amt in Berlin; 1918/19 in der Leitung der Anwerbungsstelle „Baltenland“; 1921—26 Sachverständiger für Land- und Siedlungsfragen beim Landwirtschaftsministerium in Litauen, dann Leiter der landwirtsch. Schule in Jeserig bei Brandenburg. D. H.

wäre. Es handelte sich bei uns ja nicht um eine soziale, sondern um eine nationale Frage. So war es jedenfalls berechtigt, neben der von Dr. Schulz vorgezogenen alleinigen Besitzersiedlung auch meine Siedlungsart durch die Tat als durchführbar zu beweisen.

Dr. Schulz findet in seinen mir sonst so wohlwollenden Ausführungen diesen „Mangel“ meiner Siedlung auch dadurch bestätigt, daß mein Werk durch Hineinnahme von Knechten und Pächtern gegen die Folgen des Weltkrieges weniger widerstandsfähig gewesen sei¹⁷⁾. Er fügt freilich selber hinzu, daß niemand die Nähe des Weltkrieges habe ahnen können. In der Tat hätte man sich bei Voraussicht des Krieges überhaupt fragen können, ob vor einer solchen, von außen nahenden Entscheidung irgendwelche örtlichen Maßnahmen am Platze seien, denn dann lag das Schicksal des Landes ja sowieso nicht mehr in unserer Hand. Da aber niemand den Weltkrieg voraussagen konnte, war ein geräuschloses, ruhiges, dafür aber gesicherteres Vorgehen nicht unberechtigt. Daß Pächter und Knechte einem lettischen Ansturme, wie er durch die unerwarteten Kriegsfolgen entfesselt wurde, eher erliegen konnten als Besitzer, ist selbstverständlich. Sollte man sie deswegen nicht ins Land rufen? Auch die Lage der Besitzer ist nach dem Weltkriege auf die Dauer unhaltbar geworden. Aber wer unter uns konnte damals die Zufallsgeburt des lettischen Staates voraussehen? Daß durch sie der auf Knechte und Pächter aufgebaute Teil meiner Arbeit schneller zerstört wurde, wie Dr. Schulz hervorhebt, spricht nicht gegen sie. Meine Besitzer haben sich dafür um so besser gehalten (Anm. 9). Wollte man ganz Kurland deutsch gestalten, so konnte man die Knechte und Pächter nicht auslassen. Auch mein Herz hing vor allem an den Besitzern. Ich bin der großzügigen Arbeit Herrn Brödrichs mit herzlicher Anteilnahme gefolgt, halte aber die Vielseitigkeit und damit die Vollständigkeit meiner Siedlungsart auch für berechtigt. Sie und die Arbeit Brödrichs haben sich vielfach aufs glücklichste ergänzt.

Nur so möchte ich diesen Bericht über meine Siedlungsarbeit gewertet wissen. Ich schreibe hier auch keine Geschichte der Kolonisation in Kurland. Ich bin auf die Siedlung durch einen Zufall gekommen. Sie ist dann auch von anderen aufgenommen worden, besonders eben von Herrn Brödrich, der nicht so zusammenhängend wie ich, dafür aber an verschiedenen Stellen Kurlands und im ganzen viel mehr Kolonisten angesiedelt hat. Ich kann nur von Katzdangen berichten, weil ich nur meine eigene Siedlung von Grund aus kenne und nur sie richtig beschreiben kann, wobei ich aber doch manches Allgemeingültige, auch für andere Fälle Anwendbare mitzuteilen hoffe.

Widerstände

Darum muß ich nun auch die Widerstände erwähnen, die sich neben allen in der Sache selber liegenden Schwierigkeiten mir entgegenstellten und sich in der einen oder anderen Form auch sonst wiederholen könnten.

¹⁷⁾ R. Schulz, Der deutsche Bauer im Baltikum (= Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens Bd. 15), Berlin 1938, S. 68f., 88, 110. D. H.

Meine geldliche Lage, die trotz dem großen Besitze in jener für die kurländische Landwirtschaft ungünstigen Zeit nie wirklich gut war, wurde durch die vielen Sonderopfer für den Deutschen Verein und nun erst recht für die Siedlung sehr belastet. Ich bin mein Leben lang eigentlich nie ohne geldliche Sorgen gewesen, es sei denn während meiner Schulzeit in Mitau, wo mein freigiebiger, wenig erzieherischer Vater mir reichlich Taschengeld zusteckte. Auf der Hochschule in Bonn hatte ich wie alle meine Korpsbrüder die damals unvermeidlichen Schulden, später als Majoratsherr trug ich freiwillig schwere, von meinem Vater überkommene Verpflichtungen, und heute ohne Katzdangen stehe ich natürlich nicht besser da. Nie aber drückten mich Geldsorgen mehr als damals, als der Bestand meines Siedlungswerkes von der Erhaltung meiner wirtschaftlichen Lage abhing.

Zum glücklichen Schaffen gehört ein unbeschwerter Sinn, den zu behalten mir in jenen Jahren auch aus einem anderen Grunde reichlich erschwert wurde: meine nächste Umgebung, Verwandte und Nachbarn, billigten keineswegs einmütig meine Siedlungsarbeit, nur wenige Gesinnungsfreunde verstanden mich recht, und Hilfe habe ich, um freier zu sein, niemals gesucht. Die meisten Menschen empfinden das Neue, Ungewohnte, so sehr es anfänglich ihre Anteilnahme erregt haben mag, auf die Dauer als störend und unbequem und haben daher gegen Neuerer ein gefühlsmäßiges Mißtrauen. Für unseren lässigen Verstand ist Ablehnung die einfachste Form, sich mit einer schwierigen Sache abzufinden. Die Siedlungsarbeit aber verlangte eine für viele unverständliche, den meisten lästige Umstellung auf verschiedenen Gebieten des Lebens. Auch konnte das erstrebte Ziel wohl angedeutet, vorläufig aber nicht klar gezeigt werden. Es ist dem Unkundigen nicht leicht, sich im Schutte einer Baustelle den heranwachsenden Dom vorzustellen.

Sogar meine engsten Mitarbeiter waren keineswegs alle vom Erfolge der Siedlung überzeugt. Je näher wir einer Sache stehen, um so eher entdecken wir ihre kleinen Mängel, um so schwerer ist es auch, sie trotzdem weitzügig zu beurteilen. Ich war auf gute Beamte um so mehr angewiesen, als ich vom Handwerk der Landwirtschaft nichts verstand. So sehr ich mich um die Gesamtleitung meiner Betriebe, um ihren inneren Aufbau und vor allem um die Auswahl der Beamten kümmerte, so wenig konnte ich in fachlichen Einzelheiten mitreden, da ich kaum die Getreidearten unterschied. Mir war Begabung für die Landwirtschaft versagt, und alle Bemühungen meines Vaters, wie auch später meine eigenen Versuche, mir Kenntnisse darin zu verschaffen, waren von vornherein vergeblich gewesen. Um so wichtiger war es für mich, geeignete „Generaldirektoren“ (bei uns in besserem Deutsch „Bevollmächtigte“ genannt) zu finden. Das aber war schwierig, weil von einer solchen Stellung zu viel verlangt wird, als daß man leichthin für sie geeignete Vertreter fände. Manche menschlich vorzüglichen alten Herren, gerade aus dem Adel, wurden ihrer Aufgabe fachlich nicht ganz gerecht, wie ein mir von allen Seiten gerühmter Landwirt, der viele und große Vollmachten gehabt hatte, aber doch, als ein künstliches Düngemittel zufällig nicht zu beschaffen war, voller Gottvertrauen einfach ein anderes mit gerade entgegengesetzter Wirkung ausstreuen

ließ. Während ich sonst allmählich einen vorzüglichen Beamtenstand um mich gesammelt hatte und auch von meinen Kreismarschallbeamten aufs beste unterstützt wurde, hat mir in diesem für mich wichtigsten Punkte, wo man freilich nur auf Auskünfte hin seine Wahl treffen mußte, eine glückliche Hand gefehlt, was täglichen Unmut und bleibende Sorge mit sich brachte. Was half der beste Aufbau ohne die geeignete Spitze? Dabei muß ich noch dem Himmel dankbar sein, daß mir einige der schlimmsten Prüfungen, die mir durch dringende Empfehlungen zugedacht waren, erspart geblieben sind. Oft, wenn ich heute frei und froh aufwache, denke ich beglückt, daß ich keine Bevollmächtigten mehr habe, und wenn mich etwas über den Verlust Katzdangens tröstet, so ist es die Gewißheit, auch keine Bevollmächtigten mehr zu haben. Um so dankbarer gedenke ich derer, die, vornehm und tüchtig wie Theodor von Schroeders und sein vorzüglicher Bruder Eduard¹⁸⁾, der Siedlung und mir treue Freunde waren.

Im allgemeinen hatten gerade die Berufslandwirte nur geringes Verständnis für die Siedlung, am wenigsten, was die Arbeiter betraf. Sie sahen zu sehr die Nachteile im Betriebe wie etwa den geldlichen Ausfall durch die Siedler, die der Arbeit anfänglich noch nicht gewachsen waren. Wenn die Neukömmlinge auch allmählich allen Anforderungen entsprachen, so blieben doch die Schwierigkeiten der Übergangszeit bestehen. Auch mußte man mit Deutschen rücksichtsvoller umgehen als mit den fügsamen und augendienerischen Letten. Vor allem aber fehlte vielen Beamten bei ihrer rein fachlichen Einstellung das Verständnis und die Freude an jener seelischen Arbeit, die bei der Siedlung von Mensch zu Mensch geleistet werden mußte. Der Standesdünkel der Beamten übertrifft bekanntlich meist den der Besitzer.

War es aber schon im Baltenlande schwer, geeignete landwirtschaftliche Mitarbeiter zu finden, so fuhr man mit Reichsdeutschen, mit denen ich es anfänglich versucht habe, noch schlechter. Sie waren damals im allgemeinen weniger völkisch gesinnt als wir und hatten begreiflich für unser Grenzerschicksal nicht gleich das nötige Verständnis. Vor allem aber waren sie durch die herrschende jüdisch-liberale Schulmeinung, daß der letzte Zweck aller Wirtschaft der höchste Ertrag sei, so voreingenommen, daß sie diesem alle anderen, uns Balten noch heiligen, gemeinnützigen, vaterländischen und gesittungsmäßigen Belange zu opfern bereit waren und es einem Besitzer eher verziehen, wenn er seine Einkünfte verschwendete, als wenn er sein Einkommen durch „unpraktische“, sei es auch gemeinnützige Maßnahmen von vornherein verminderte. Für manche fachlichen Wissenschaftler war die „landwirtschaftliche Fabrik“ ein Selbstzweck. Sie sollte sogar auf Kosten des geldlichen Endertrages bis zum letzten ausgebaut werden. Wer hiergegen menschlich-gemeinheitliche, völkische oder gar künstlerische Belange betonte, wurde nur zu leicht als rückständiger, „idealistischer Phantast“ verachtet. Damit wurde der altvornehme

¹⁸⁾ Theodor von Schroeders, geb. Ordangen um 1869, gest. Königsberg, Pr., 20. März 1914. Besitzer von Pelzen und Padohnen. — Eduard von Schroeders, geb. Ordangen, 17. Juli 1863, auf Jamaiken, seit 1908 auch Kloster-Hasenpoth. 1915—1918 Bürgermeister von Hasenpoth. D. H.

Gutsherr, der im größeren Landbesitze weder ein geschäftliches Unternehmen noch eine Vermögensanlage, sondern eine Verpflichtung gesehen hatte, zum ausschließlichen Fachmann oder, wenn er vom Gewerbe nichts verstand, zum Rentner erniedrigt. Es gab damals Größen der wissenschaftlichen Landwirtschaft, die ohne Achtung vor alter Überlieferung und in Verkennung aller Hochziele, das Wirtschaftliche überschätzend, ihre Aufgabe darin sahen, jedes ihrer Fürsorge ausgelieferte Gut nur nach geldlichen oder nach fachlichen Gesichtspunkten neu zu ordnen. Es waren vielleicht gutgesinnte, gewiß gelehrte und tüchtige, aber doch kurzsichtige, wirtschaftlich verblendete Männer, die unbewußt den von den Juden angeführten Tanz um das goldene Kalb machten. Wehe dem „altmodischen“ Besitzer, der aus Geldnot in einer der Landwirtschaft abholden Zeit sein Gut solchen Händen anvertrauen mußte. Die größeren Einnahmen wurden mit der Aufgabe gar vieler gemeinnütziger Pflichten und Freuden erkaufte, die bisher das Landleben geadelt und verschönt hatten. Es war, wie wenn eine unwissende, plumpe Hand einem Schmetterlinge den zarten Schmelz raubt. Ich habe im Reich erschütternde Fälle erlebt, in denen Gutsbesitzer, durch die Not gezwungen, sich der willfährigen Hilfe jener „praktischen und nüchternen“ Landwirte auslieferten und damit den ihnen bisher geläufigen Sinn ihres Daseins verloren. Gewiß verlangte manches Alte unter dem Zwange der Zeit nach Neugestaltung, aber der Eifer jener Besserer ging bei ihrer verfehlten Weltauffassung oft weit darüber hinaus. Der eigentliche Besitzer wurde dabei mit sicherem Gefühl als etwas Fremdes, ja Feindliches empfunden und daher möglichst ausgeschaltet, was vor allem dort, wo Gesellschaften die Gutsverwaltung übernommen hatten, leicht durchführbar war. Am liebsten hätte man ihn ganz beseitigt, aber das hätte ja nichts genutzt, da dann ein anderer an seine Stelle gekommen wäre; aber ihn wie einen nicht ganz Zurechnungsfähigen unter eine gelinde Vormundschaft zu stellen, ihm einige unschuldig kindliche Vergnügungen zu lassen, im ganzen aber seine störende Tätigkeit auf Schloß und Park zu beschränken, das war wohl der unausgesprochene, aber zielbewußte Wunsch der meisten dieser Wirtschaftsberater. Daß ein Besitzer noch andere Aufgaben kennen, ja sie vielleicht besser erfüllen könnte als der Berufslandwirt, war ihnen unverständlich. Einst sah der hochstrebende „Idealist“ mit Verachtung auf den erdgebundenen „Realisten“ hinab, später war es — ebenso unberechtigt — umgekehrt. Der durch keinerlei Allgemeinbildung ausgeglichene Wirklichkeitsmensch ist in seinem Dünkel überzeugt, daß alles, was er nicht versteht, was er nicht schätzt, auch an sich keinen Wert hat. Einst war der Beruf des Gutsbesitzers ein edles Gewerbe, es deckte sich keineswegs mit dem der neuzeitlichen Nurlandwirte. Im zurückgebliebenen Kurland gab es diese kaum — wir waren noch nicht so sehr auf die reine Nützlichkeit eingestellt —, im Reiche aber wurden sie wegen ihres hohen, fachlichen Könnens einseitig überschätzt. Ich habe sie meist schon gefühlsmäßig von vornherein abgelehnt, und dort, wo ich aus dem Reiche solche Beamte genommen hatte, bittere Erfahrungen gemacht.

Ein seinerzeit berühmter Hochschullehrer der Landwirtschaft, ein Vorkämpfer jener Richtung, dem ich einst meine Siedlung zeigte, stand fassungslos vor diesem

„unpraktischen Unternehmen“, das sich in der Tat nach barem Gelde nicht werten ließ. Er hielt mich wohl für einen Narren, was er aber zartfühlend erst nach seiner Heimkehr ins Reich meinen dortigen Verwandten anvertraute (Anm. 10).

Natürlich soll das Verdienst jener Herren um die betriebliche Vervollkommnung und die an sich so notwendige landwirtschaftliche Ertragssteigerung nicht geschmälert, sondern nur ihre einseitige Betonung des rein Wirtschaftlichen zurückgewiesen werden. Heute hat sich, vorzüglich durch die nationalsozialistischen Forderungen, ein Ausgleich zwischen beiden Richtungen angebahnt. Wir sehen die Landwirtschaft, durch Lehre und Leben geleitet, ihre betrieblichen Hilfsmittel und damit auch ihre Erträge aufs glücklichste für das Volkswohl steigern, ohne daß dabei die anderen Aufgaben des Gutsbesitzers vergessen werden.

So stießen meine „idealistischen“ Bestrebungen selbst im damaligen Kurland öfter auf jenen Widerspruch, zu dem sich vor allem liebestrenge Verwandte berechtigt, ja verpflichtet glauben, damals in der nicht immer aufrichtigen, jedenfalls nicht ganz uneigennütigen Besorgnis, die Siedlung könne mich geschäftlich zugrunde richten. Ich aber war fest entschlossen, der teilnahmvollen Mitwelt diese Genugtuung nicht zu gönnen. Je mehr ich auf Unverständnis und Widerspruch stieß, um so bestimmter trieb ich, zuletzt beinahe zwangsläufig, das begonnene Werk weiter, das zu vollenden mir nun zu einer Ehrensache geworden war. Noch mehr, ich fand in meiner Arbeit ein bisher nie gekanntes Glück, die Entfaltung meines inneren, eigensten Lebens. Um mich wirklich kennen zu lernen, müsse man, so sagte ich meinen Freunden, nach Katzdangen kommen. Und heute fühle ich mich verarmt, nicht weil mir der goldene Rahmen von Macht und Besitz geraubt ist, sondern weil mir die liebgewordene Arbeit an meinen und mit meinen deutschen Volksgenossen fehlt. Ihr lebte ich ganz, und darum hatte sie trotz allen Widerständen Erfolg.

Erfolge

Damals wuchs unter meinen Händen und bald schon aus eigener Kraft um Katzdangen ein deutsches Bauerntum heran, das stark genug war, alle örtlichen Schwierigkeiten von sich aus zu meistern. Ich konnte vom Katzdanger Schlosse nach einigen Richtungen bereits drei bis vier Meilen fast nur durch deutsches Gebiet fahren; überall hörte man deutsch sprechen. Es war unter allen Siedlungen Kurlands die größte zusammenhängende Bodenfläche und die größte einheitlich deutsche Bevölkerung, im ganzen zwar nur drei- bis viertausend Seelen, aber die Geschlossenheit meiner Schöpfung gab dieser Zahl ein besonderes Gewicht. Es bildeten sich schon feste Gemeinden mit eigenen Vorstehern und Richtern, die, eben weil sie von allen Siedlern anerkannt wurden, diesen, wenn auch nicht rechtlich, so doch nicht weniger maßgebend die Beamten der großen lettischen Obergemeinde ersetzten. Diese Siedlungen, die ihre eigenen Verwaltungen, Schulen und Gottesdienste hatten, brauchten kaum noch meiner Hilfe; sie waren gleichsam zu kleinen Bäumen herangewachsen, die des Gärtners pflegende und schützende Hand nicht mehr benötigten.

Selbstverständlich blieb es trotzdem nicht nur wünschenswert, sondern mir auch ein Herzensbedürfnis, weiterhin für die Gesamtheit wie für die Einzelnen

zu sorgen, herzlicher, als ich es je für die Letten gekonnt hatte. Ich beriet sie auch ferner in sämtlichen Angelegenheiten, ich sorgte für die Kranken, brachte den Kindern einen Weihnachtsbaum und suchte sie alle wirtschaftlich und geistig zu fördern.

Es war eine wunderbare Freude zu sehen, wie schnell sie vorwärts kamen, wie der Wohlstand überall stieg und wie die Gehöfte, man konnte sagen, mit jedem Monate sauberer und gepflegter ausschauten.

Vor allem war Post-Drogen so abgerundet, daß es wie ein kleiner, in sich fest gegliederter Staat dastand. Wiewohl die Ansiedler von Amts wegen zu einer viele Orte zusammenfassenden lettischen Gesamtgemeinde gehörten, hatten sie doch ihren größten und tüchtigsten Bauern, Georg Baber,* zu ihrem eigenen Gemeindevorsteher gewählt, dem sie sich bedingungslos fügten, und der daher eine Reihe nützlicher Einzelbestimmungen für den rein deutschen Ort treffen konnte. Ebenso hatten sie sich einen eigenen Richter gewählt, der ihre Streitigkeiten schlichtete, denn sie dachten nicht daran, ihre Angelegenheiten jemals vor die lettischen oder russischen Behörden zu bringen. Ein von der Gemeinde bestimmter Vertrauensmann betreute auch die Schule. Sie befand sich in der Mitte der Siedlung im alten Wohnhause, das auch noch den schön hergerichteten Betsaal und das Versammlungszimmer enthielt. Dort wohnte auch der Lehrer, der den Obst- und Gemüsegarten nutzte und den kleinen Park betreute, und ebenfalls der Pächter der geringen von mir zurückbehaltenen Ackerfläche. In allen anderen ringsum liegenden Gebäuden lebten die einzelnen neuen Besitzer. Sie hatten ihre Häuser aufs schönste ausgebaut und bereits Nebengebäude hinzuerichtet, die nach der Feldseite hinaus lagen. Dort wuchsen auch neue Gärten heran, die sie ebenso wie ihre Äcker nach ihrer Art, die für sie die beste war, eingerichtet hatten; auf den Wiesen dahinter weidete schönes Vieh. So war Post-Drogen ein Vorbild, und seine schließlich von mir ganz unabhängigen Siedler standen mir menschlich am nächsten.

Auch die bisher lettischen Bauernhöfe, die das Gut in weitem Kreise umgaben, kamen allmählich in deutsche Hände. Als ich das letzte Mal vor dem Weltkrieg zu einem Gottesdienste in Post-Drogen war, brachten mir die Siedler zwei neue Ankömmlinge aus Wolhynien und berichteten strahlend, diese hätten soeben zwei lettische Bauernhöfe in der Nähe gekauft. Das war ganz ohne mein Zutun geschehen, und ich hatte den starken und frohen Eindruck, daß diese Siedlung nun auch ohne meine Hilfe von sich aus weiter wachsen werde.

Geburtenzuwachs

Die Zahl der Siedler stieg unaufhaltsam, weil viele nun auch schon ohne mein Zutun nachwanderten, noch mehr aber durch ihren großen Kinderreichtum. Die sehr umfangreiche Kirchengemeinde Neuhausen, in der acht meiner Güter eingepfarrt waren, zählte im ganzen vierzehntausend Seelen, davon waren nur zweitausend Siedler, und doch blieben, wie uns der Pfarrer zu Silvester 1913 in seinem Bericht über die Bevölkerungsbewegung der Gemeinde verlas, die deutschen Geburten des ausgehenden Jahres nur um eine hinter den lettischen zurück. Ich konnte

mir also ausrechnen, daß bereits im Laufe eines Menschenalters in dieser Gemeinde der Anteil der Deutschen dem der Letten zumindest die Waage halten und ihn später schnell übertreffen werde. Als ich einmal vor einem Siedler die große Zahl seiner mich umspielenden elf Kinder hervorhob, sagte er nur: „Oh, meine verstorbene erste Frau war noch viel braver, von der habe ich sechzehn.“ Als ich dies einer benachbarten Siedlerfrau wiederholte, meinte sie: „Das ist doch gar nichts Besonderes, wir waren dreißig Geschwister von einer Mutter.“ Man rechnete einst in Deutschland auf 1000 Menschen 32 Geburten jährlich, diese Zahl sank auf 28, in Frankreich betrug sie 18, bei den Letten 17, bei meinen Siedlern aber 63. Denn dank ihrer altfrommen Gesinnung herrschte bei den Siedlern noch die väterliche Gewalt, und so galt ihnen jedes neugeborene Kind als eine erwünschte, zukünftige Arbeitskraft für die Familiengemeinschaft. Oft hörte ich sie sagen: Dieser Mann ist wirtschaftlich schwach, er hat wohl Vermögen, aber nur wenig Kinder, er kann nichts Rechtes unternehmen, jener aber hat freilich kein Geld, dafür aber viele Kinder, die ihn schon hochbringen werden (Anm. 11).

Gesundheitsfürsorge

Die schlechten gesundheitlichen Zustände in Wolhynien, wo viele Kinder ansteckenden Krankheiten erlagen, hatten der Vermehrung entgegen gewirkt. Diese Hemmung fiel in Kurland fort. In Katzdangen waren ja Arzt, Heilmittel und Krankenhaus unentgeltlich und leicht erreichbar, und eine von mir angestellte Schwester besuchte die Kranken auch in ihren Wohnungen, während sich in Wolhynien außer der unwissenden Familie niemand um sie gekümmert hatte. Dazu kam, daß diese noch wenig gesitteten, doch äußerst gesittungsfähigen Menschen die gesundheitlichen Erfordernisse bald verstanden und sich ihnen dann gern und erfolgreich fügten. Als sie ins Land kamen, litten viele Kinder an der ägyptischen Augenkrankheit. Ich war ganz verzweifelt, da es kaum möglich schien, diesem so ansteckenden und gefährlichen Übel wirksam zu begegnen. Nach einigen Jahren aber war es, ohne daß wir viel dagegen getan hatten, verschwunden und nur noch bei Neukömmlingen zu finden. Ich erinnere mich eines kleinen Mädchens, das einen Weichselzopf hatte. Die unvernünftige Mutter sah dies als eine unabwendbare Heimsuchung an und wollte auf keinen Rat hören. Ich nahm bei einem Besuche das Kindehen auf meinen Schoß und schnitt mit einer hinterlistig mitgebrachten Schere blitzschnell den Weichselzopf ab. Die erschrockenen Frauen sahen mit offenen Augen und Mündern zu, wagten aber gegen mich keinen Widerspruch und waren freudig erstaunt, daß das Übel so schnell beseitigt war.

Eines Sommers brach eine Fieberseuche aus, gerade als der Arzt auf Urlaub gegangen war. In zwei Knechtshöfen lagen alle krank. Weil die Leute nicht davon abzubringen waren, ihren bettlägerigen Kindern und Angehörigen immer wieder ungesundes Essen zu geben und die Kranken wiederum eine mir allerdings sehr verständliche, aber immerhin bedauerliche Abneigung gegen Rizinusöl be-

kundeten, sah ich ein allgemeines Sterben voraus, wenn nicht schnell eingegriffen würde. Ich schuf das eben wieder hergestellte untere Geschoß des Katzdanger Schlosses zu Krankensälen um und ließ alle Leidenden dorthin zusammenbringen, berief drahtlich eine zweite Krankenschwester und sperrte das Schloß möglichst von der Außenwelt ab, aus der nur die Baronin Medem und ich selber die Kranken mehrmals täglich besuchen kamen. Die besorgten Anverwandten durften sich nur den offenen Fenstern nähern, wobei Versuche, den „armen, hungernden“ Kranken allerlei Lebensmittel durchs Fenster zuzuschieben, nicht ausblieben, aber immer noch rechtzeitig vereitelt wurden. Um dem „Rizihntrank“, wie sie ihn nannten, seine Schrecken zu nehmen, genoß ich selber in Gegenwart der Kranken feierlich einen vollen Löffel dieses grausigen Öls, wiewohl ich, weiß Gott, seiner keineswegs bedurfte. Als die eigenwillige, hochmütige Gattin eines lettischen Oberverwalters auch erkrankte und, weil sie es so für vornehmer hielt, unter allen Umständen in ihrer Wohnung zu bleiben beschlossen hatte, wurde sie auf meinen Befehl gewaltsam in ihrem Bette hoch auf den Schultern von vier kräftigen Männern trotz ihren lauten Verwahrungen ebenfalls ins Schloß getragen. Und siehe da, nicht einer der Kranken ist gestorben.

Wesensart der Siedler

Wie kindlich waren doch die Siedler! Sie waren als Greise noch Kinder. So hatten die Kolonisten auch alle Unarten der Kinder, aber ihre ungeschickten Vergehen waren dafür auch bald zu durchschauen. Sie waren in ihrer anfänglichen Armut und Unbildung und unter den Nachwirkungen ihrer bisherigen russischen Umgebung leichter verführbar und verstießen anfangs vielleicht eher gegen die bürgerlichen Gesetze als die Letten, auch weil sie mehr Schneid, selbst zum Bösen, besaßen als jene, die oft nur aus Berechnung und Ängstlichkeit nicht vom Pfade der Tugend abwichen. Auch bei den Letten gab es nicht selten Ehebruch, aber ich habe nie von einer Entführung gehört, die ich bei den Siedlern als Trauerspiel wie als Posse mehrfach erlebt habe. So konnte man eigentlich schon aus der Art des Vergehens Schlüsse auf den Täter ziehen. Ein frecher Einbruch, eine faustdicke Lüge, eine schwere Körperverletzung bei einer Prügelei waren die Vergehen, die man von vornherein eher den Siedlern als den Letten zutrauen konnte. Aber solche Untaten blieben auch nicht lange verborgen. Sie waren zumeist töricht angelegt, man fand auch unter den Verwandten und Freunden des Missetäters ehrliche Zeugen, und er selbst legte zum Schluß ein offenes Geständnis ab, während die Unehrlichkeit, Bestechlichkeit und Hehlerei der Letten und ihre im Dunkeln schleichenden Verleumdungen oft gar nicht zu fassen waren. Die Heimlichkeit und innere Unwahrhaftigkeit der Letten erschwerten jede Untersuchung, es gab keine zuverlässigen Zeugen und niemals ein offenes Bekenntnis des Übeltäters. Nur selten wußte man recht, wer der eigentlich Schuldige war. Kaum jemals kam die Wahrheit ungetrübt ans Licht. Über den Wesenskern eines Kolonisten konnte man schon nach einigen Wochen völlige Klarheit gewinnen, über den eines Letten

eigentlich nie. Da gab es Fälle, wo man lebenslängliche Untreue erst nach dem Tode des Übeltäters aufdeckte, und wiederum andere, wo man nichts Handgreifliches wußte und doch den quälenden Zweifel, den bösen Verdacht nie los wurde. Die Schwäche, Lauheit und Halbheit der Letten, diese uns Deutschen meist fremden Wesenszüge, machten einen jeden von ihnen für uns unfaßbar¹⁹⁾. Im Gegensatz zu ihnen war es leicht, die deutschen Neukömmlinge zu erproben und von schlechten Mitläufern zu säubern. Ihre Sittlichkeit hob sich auch bald unter dem Einfluß eines auskömmlicheren und geordneteren Lebens. Ihr Verhalten, vor allem aber das ihrer in unseren Schulen erzogenen Kinder wurde allmählich musterhaft, so daß ihre Offenheit, ihre Zuverlässigkeit und Treue, aber auch ihr Ehrgefühl, ihre Tapferkeit und — ihre Dankbarkeit uns alle nach unseren Erfahrungen mit den Letten wie ein Wunder anmuteten.

Einen kleinen, aber für die verschiedene Artung der beiden Völker bezeichnenden Fall erlebte ich gleich anfangs auf einem abgelegenen Gute, dessen Forst von zwei Buschwächtern, einem schon lange in meinen Diensten stehenden Letten und einem zugezogenen Deutschen betreut wurde. Der Deutsche hatte von mir das Geld zum Ankauf einer Kuh erhalten und sich nach einiger Zeit noch einen weiteren Vorschuß zum Erwerb einer zweiten erbeten. In Wirklichkeit aber verwandte er die zweite Anleihe zum Ankauf eines Schallkastens, wie er treffend das „Grammophon“ nannte. Als sein lettischer Amtsbruder mir dies schleunigst hinterbrachte, verkaufte er, um sich allen mit Recht vorausgesehenen Vorwürfen zu entziehen, schnell noch die Kuh und zog mit dem Gelde und seinem Schallkasten los. Es war ein klarer Fall; ich hatte dabei an 300 Rubel verloren. Seine lettischen Berufsgenossen, die Letten der Nachbarschaft, aber auch einige der Siedlung abholde Deutsche frohlockten über diese nicht abzuleugnende Unzuverlässigkeit eines Kolonisten. Sein ehrlicher, nun von allen jenen als Gegenbeispiel gerühmter lettischer Amtsgenosse trug im Hinblick auf seine erwiesene Vorzüglichkeit den Kopf mehrere Zoll höher — bis eines Tages durch einen bedauerlichen Zufall herauskam, daß er mich durch fortgesetzten Betrug seit Jahrzehnten um Tausende von Rubeln geschädigt hatte, was einen furchtbaren Rechtshandel mit den üblichen Verleumdungen, zweifelhaften Zeugen und falschen Aussagen zur Folge hatte. Nach Jahresfrist aber erschien der entflohene Kolonist unerwartet bei mir, brachte die 300 Rubel wieder und bat um Verzeihung.

Ein anderer Ankömmeling erstand von mir einen schönen Bauernhof. Er fuhr nach Wolhynien zurück, um das Kaufgeld zu holen, und kam nach einiger Zeit, nunmehr mit seiner Familie in heller Verzweiflung wieder: ihm sei auf der Bahn sein ganzes Vermögen gestohlen worden. Da solche Fälle öfter vor-

¹⁹⁾ Die ungünstigen Urteile über die Letten sind einander ähnlich von Paul Einhorn's *Historia Lettica* (1649, in: *Scr. rer. Liv.* II, S. 594f.) bis zu August Winnig (*Am Ausgang der deutschen Ostpolitik*, Berlin 1921, S. 111, 115) und General Graf R. v. d. Goltz (*Meine Sendung in Finnland und im Baltikum*, Leipzig 1920, S. 125, 149, 151, 152). Eine wissenschaftliche Untersuchung über den Letten im deutschen Urteil gibt es noch nicht. Sie wäre eine lohnende Aufgabe, die auch die Schilderung der Vorzüge, wie etwa die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienenen Romane von Th. H. Pantenius sie zeigen, zu berücksichtigen hätte. D. H.

kamen, glaubte ich ihm und stundete ihm, da er mir leid tat, nicht nur jegliche Anzahlung, sondern ließ ihm auch noch das Geld zur Einrichtung seiner Wirtenschaft. Allmählich sickerten aber Gerüchte durch, daß er gar nicht bestohlen sein könne, weil er überhaupt kein Vermögen besessen habe. Ich sagte ihm das auf den Kopf zu, und obwohl er es, da ich keine Beweise hatte, sehr gut hätte ableugnen können, gestand er es auch sofort ein; es sei sein Lebenswunsch gewesen, einmal einen eigenen Hof zu besitzen, er sehe sein Unrecht ein, hoffe aber, daß er das Geld herausarbeiten werde. Ich ließ ihm den Hof, und er hat seine Schuld wirklich allmählich abgezahlt und ist schließlich ein wohlhabender, allgeachteter Bauer geworden.

Bei den Siedlern herrschte trotz einzelner Betrugsfälle eben doch eine größere Offenheit. Sie hielten auch nicht gegen den Gutsherrn so fest zusammen wie die Letten; sie haben, im Gegenteil, immer zu mir das Vertrauen gehabt, daß ich ihr Bestes wolle, und daher auch öfter gegen ihre eigenen Verwandten und Freunde meine Belange geschützt. Sie waren eben in allem so anders als die Letten. Nie hätte ein Lette bei Ankauf eines Hofes auf landschaftliche Schönheit und weiten Ausblick geachtet, während derartige Reize für die Siedler wohl nicht entscheidend waren, aber immerhin — selbst geldlich — gewertet wurden.

Ein nettes Beispiel für die Kindlichkeit der Siedler gab auch folgender Vorfall. Wie die ganze Katzdanger Landwirtschaft, so war auch mein Haushalt mit den neuen Ankömmlingen besetzt worden, ebenfalls die Küche, die von einer alten, deutschen „Wirtin“ regiert wurde. Dieses Amt war in Kurland schon immer von Deutschen verwaltet worden; es galt als selbstverständlich, daß die Leitung des Hauswesens in deutschen Händen lag. Diese „Wirtinnen“ waren zumeist vorzügliche deutsche Menschen, oft wunderlich, aber stets treu und fast immer tüchtig, so daß ein Junggeselle, wie ich, es in dieser Hinsicht in Kurland leicht hatte. Aber ebenso wie deutsche Oberverwalter fanden es auch die Herrscherinnen der Küche oft bequemer, mit gefügigen Lettinnen zu arbeiten als mit den noch wenig ausgebildeten, alle guten, aber auch manche schlechten Eigenschaften eines Kindes in sich vereinenden Kolonistinnen. Meine Wirtin, Fräulein Valentin, hatte sich schließlich grollend meinem Wunsche gefügt, deutsche Mägde genommen und allmählich auch deren Vorzüge kennengelernt. War nun im Sommer die Baronin Medem in Katzdangen, so vertrat diese zu ihrer und meiner Freude in schönster Weise die Hausfrau, und es war bei ihrer frischen, anteilvollen Art natürlich, daß sich die Dienerschaft nicht nur ihren Anordnungen, sondern auch ihrem geistigen und seelischen Einfluß gerne fügte.

Sie kam eines Tages mit einer Sorge zu mir und erbat meine Hilfe. Der Küchenmagd Lisa waren drei Rubel entwendet worden. An der Tatsache ließ sich nicht zweifeln. Nun aber beschuldigten sich die einzelnen Mägde untereinander, es hatten sich Parteien gebildet, keine traute der anderen mehr; kurz und gut, es erschien notwendig, um des allgemeinen Friedens willen etwas in der Sache zu unternehmen. Ich bestellte die weibliche Dienerschaft auf den folgenden Tag um 8 Uhr abends ins Kavalierhaus, wo ich seit dem Brande wohnte, während sich die Küche bereits wieder im benachbarten, neu erstehenden Schlosse befand.

Ich hatte durch die Baronin Medem verbreiten lassen, daß ich ein unfehlbares Mittel wisse, die Schuldige herauszufinden; es sei daher besser, wenn sich diese gleich melde, ihr Vergehen, das ich ihr nicht nachtragen wolle, eingestehe und somit den unangenehmen Vorfall aus der Welt schaffe. Das war aber nicht geschehen. Es war Winter und also schon finster, als die Mägde in sichtlicher Erregung das unbeleuchtete Kavalierhaus betraten. Die eingeschüchterten Mädchen durchschritten die düstere Eingangshalle und kamen über die ebenfalls dunkle Treppe in die oberen Zimmer, wo sie im Hintergrunde helles Licht erblickten. Dort saß die Baronin Medem unter einem flammenden Kronleuchter an der Breitseite eines länglichrunden Tisches. In seiner Mitte stand ein ebenfalls langrunder, silbergefaßter Untersatz aus einem alten Tafelschmuck, dessen Platte, ein liegender Spiegel, das Licht der Kerzen blendend widerstrahlte. Vor Marie Medem lag ein schwerer schweinslederner Band, ein ehrwürdiges Nachschlagewerk der Pflanzenkunde, das sich durch Alter und Umfang vorzüglich zum Ausstattungsstück einer Beschwörung zu eignen schien. Als sich nun die Mägde im Kreise um den Tisch aufgestellt hatten, sagte Marie Medem, sie sollten alle in den Spiegel sehen und aufmerksam zuhören, was sie ihnen vorlesen würde. Sie hatte das Buch an einer beliebigen Stelle aufgeschlagen und trug nun mit eintöniger Stimme ein lateinisches Verzeichnis daraus vor, das sich augenscheinlich auf Rosen bezog: *Rosa, rogusa, rubiginosa, pimpinellifolia* und so fort. Da Marie Medem ebenso wenig Latein verstand wie die Mägde, so waren ihr die Ausdrücke im einzelnen auch nicht klar, wenn sie auch immerhin verstand, daß es sich um Rosengattungen handelte. Auf die Mägde aber wirkte es wie eine Beschwörungsformel. Sie wurden immer bleicher, schauten scheu in den Spiegel und wagten doch nicht, den Blick wegzuwenden, und als Marie Medem beim Worte *Pimpinellifolia* zufällig ihre Stimme erhob, sah ich, wie es sie alle durchschauerte. Darauf hieß die Baronin Medem sie in den nebenliegenden, dunklen Saal treten, wo sie ihre Hände auf die Marmorplatte des Mitteltisches legen sollten; hierbei werde es sich unfehlbar zeigen, wer schuldig sei und wer unschuldig. Die verschüchterten Mägde schoben sich nun einzeln an dem unheimlichen Tische vorbei und gelangten darauf in mein Schreibzimmer, das hell erleuchtet war. Hier forderte ich sie auf, ihre Hände hochzuheben und mir die Handflächen zu zeigen. Darauf mußten sie ihre Hände in ein altes silbernes Waschbecken tauchen und wieder abtrocknen. Dann trat ich auf sie zu und bezeichnete mit schwankenloser Sicherheit eine als die Schuldige. Diese brach in Tränen aus und gestand sofort. Ich verlangte nun, daß sie die drei Rubel wiedergäbe und Lisa um Verzeihung bäte, dann würden wir gerne den Mantel der Liebe über die ganze Begebenheit decken. Und so geschah es auch. — Ich hatte den Marmortisch mit Ruß geschwärzt, was in dem dunklen Zimmer ja nicht zu sehen war, und damit gerechnet, daß die wirklich Schuldige ihres schlechten Gewissens wegen die Hände fest darauf zu legen nicht wagen, also als einzige reine Finger behalten werde, worin ich mich ja auch nicht getäuscht hatte. Da alle ihre Hände unmittelbar darauf gewaschen hatten, kamen sie auch später nicht zur Erkenntnis des „Wunders“. Nachdem sie gegangen waren, entfernte ich schnell die Spuren unseres Unter-

suchungsverfahrens, und es galt seitdem als ausgemacht, daß „der Baron über geheime Kräfte“ verfüge, „Schuldige festzustellen“. Später haben die Mägde der Baronin Medem anvertraut, wie furchtbar der unheimliche Vorgang auf sie gewirkt habe. Sie hätten jeden Augenblick erwartet, im Spiegel den Gottseibeius selber erscheinen zu sehen.

So wuchs ich durch große und kleine Schicksale täglich mehr mit meinen Siedlern zusammen; nie bestanden innerlich empfundene Standesunterschiede, die sich eher bei verschiedener Rasse aus Blutsfremdheit ergeben. Täglich lernte ich meine Schützlinge besser kennen, auch ihre Sprache, die manche altmodische Wendung beibehalten hatte. Wenn sie etwa mich einen „gemeinen, niederträchtigen“ Menschen nannten, so wollten sie damit sagen, daß ich mich mit ihnen gemein machte und nicht hochmütig sei. Besonders nahe fühlte ich mich ihnen, wenn sie auf das zu sprechen kamen, was ich Ewigkeitsfragen nennen möchte. Wenn ich in klarer, nordischer Frostdnacht mit einem von ihnen aus einer Versammlung heimfuhr, kam es wohl vor, daß er mich nach den Sternen fragte, ob sie bewohnt seien, nach der Unendlichkeit des Weltalls, auch nach Gott, Fragen, die ich aus dem Munde der allzudiesseitigen Letten nie vernommen habe. Da wurde ich mir der Seelenverwandtschaft aller Deutschen so recht bewußt: wie eng deutscher Hochglaube und faustisches Fühlen unser ganzes Volk vom höchsten bis zum geringsten Manne verbindet. Die Kolonisten waren noch durch keine Halbbildung ihrem deutschen Wesen entfremdet.

Dies zeigte sich auch in ihrem noch unverdorbenen Schönheitssinn. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, jeder Siedlerfamilie bei ihrer Ankunft ein kleines Bild zum Schmucke ihrer Wohnung zu schenken. Der „Kunstwart“ gab damals „Meisterbilder“ heraus. Ich hatte deren mehrere Hundert gekauft, sie in schlichte, kunstgerechte Eichenrahmen gefaßt und ließ nun die Leute selber der Reihe nach die Wahl treffen. Da war es denn bemerkenswert, daß die Siedler vorweg die alten deutschen Meister, Dürer, noch lieber Grünewald wählten. Waren diese vergeben, so nahmen die nächsten auch gerne die Vorraffaeliten, dann erst Raffael und zuletzt Bilder der heutigen Zeit. Es war selbstverständlich, daß ich sie mit den „Überneuezeitlichen“ verschonte, die sich ja auch glücklicherweise in der Kunstwart-Sammlung nicht fanden. Bei diesen einfachen Menschen war das angeborene, sichere Empfinden noch nicht durch kitschige Sachen in minderwertigen Schaukasten ertötet worden.

Gottesdienst

Vor allem hatte Kurland das Herz der Kolonisten dadurch gewonnen, daß sie dort Kirche und Schule, die beiden Dinge, nach denen sie immer wieder zuerst fragten, in schönster Weise gefunden hatten. Es war für sie eine freudige Überraschung gewesen, in ein rein lutherisches Land zu kommen, unsere alten, geräumigen Kirchen nun auch ihr eigen nennen zu dürfen und von deutschen Pfarrern liebevoll betreut zu werden. In Wollhynien hatte es wohl sehr viele russische und katholische Kirchen gegeben, aber nur wenige evangelische. Viele Gemeinden

sahen dort ihren Pfarrer, der ein riesiges Gebiet mit vielleicht 50 000 Seelen zu bereisen hatte, nur selten. Freilich war auch in Kurland nicht jeden Sonntag deutscher Gottesdienst; denn, da die lettische Gemeinde meist sehr groß, die Zahl der Deutschen vor der Ankunft der Siedler sehr klein war, wurde wohl an allen Sonntagen in den Kirchen lettischer, aber nur einmal im Monat nach dem lettischen auch deutscher Gottesdienst gehalten. Ihn an den anderen Sonntagen wie in Wollhynien, so nun auch in Kurland den Siedlern zu ersetzen, war ja die Aufgabe der mitgekommenen Küsterlehrer.

Da man in Kurland nur die gebildeten Schichten und höchstens noch einige Handwerker in der Kirche sah, machte es auf mich großen Eindruck, nun mit deutschen Bauern der Andacht beizuwohnen, und ich beteiligte mich jeden Sonntag an ihrem Gottesdienst. Aber es störte mich bald, daß die Küsterlehrer schlecht vortrugen. Die Siedler hörten nicht aufmerksam zu und schlummerten dabei auch wohl zuweilen ein. Da sagte ich mir, daß ich es vielleicht besser machen würde, und begann nun selber die Andacht zu leiten. Zuerst las ich die von einem der Lehrer mitgebrachten Stöckerschen Predigten vor. Diese waren aber sehr lang, nicht immer leicht verständlich und nach meiner Auffassung in ihrer Buchstabenhörigkeit zu starr. Ich versuchte es darauf mit den „Dorfpredigten“ von Frenssen. Diese waren wiederum für die Neukömmlinge entschieden zu freigeistig. Sätze wie „Wenn dieser Brief wirklich vom Apostel Paulus stammt, was jetzt bestritten wird“, konnte ich den strenggläubigen Siedlern schwerlich vortragen, und solche Stellen rechtzeitig auszulassen, ist bei schnellerem Vorlesen nicht leicht. Ich beschloß daher, selber Predigten zu verfassen und — es ging erstaunlich gut. Die Siedler kamen sämtlich zu den Gottesdiensten, sie hörten aufmerksam zu, keiner schlief mehr ein, bald wurde der bisherige Raum im Katzdanger Schlosse zu eng, und auch von meinen anderen Siedlergemeinden kamen Bitten an mich, gleichfalls bei ihnen Gottesdienst zu halten. Ich habe dann jeden Sonntag, an dem kein deutscher Kirchgang stattfand, in den verschiedensten Orten, oft an einer Stelle des Morgens, an einer anderen des Nachmittags, meist in den Sälen meiner verschiedenen Guts Häuser die Andacht geleitet.

Als ich eines Tages in Puhnen, dessen Wohnhaus nach seiner Zerstörung im lettischen Aufstande von mir wieder aufgebaut war, den Gottesdienst beginnen wollte, zu dem sich im sehr geräumigen Saale mehr Menschen als gewöhnlich eingefunden hatten, fragte ich die Dame, die auf der Hausorgel den Gesang zu begleiten pflegte, welches Lied wir singen sollten. Sie entgegnete etwas erstaunt: „Nun, doch eins zum Totenfest!“ Da ich nicht sehr kirchlich bin, hatte ich nicht daran gedacht, daß es Totensonntag war, und mir eine Rede zurecht gelegt, die nun kaum paßte. Ich mußte also unvorbereitet sprechen, und siehe da, auch dies gelang über Erwarten.

Ich habe von da an immer frei, der Eingebung der Stunde folgend, gesprochen, zuweilen zweimal an einem Tage. Als der kurländische Generalsuperintendent Bernewitz — später lutherischer Bischof in Braunschweig —, in einer meiner Gemeinden einen neuen Pfarrer einführte, sagte er nachher bei einer Tischrede, ich hätte mehr gepredigt als mancher junge Geistliche. Das mochte wirklich zu-

treffen. Ich habe einmal zur Weihnachtszeit in vierzehn Tagen zehnmal gepredigt, denn auch die Siedler meiner Nachbarn baten mich, ihnen zuweilen Gottesdienst zu halten. Sie meinten, sie verstünden „den Baron besser als den Pastor“. Nun sprach der Pfarrer zwar durchaus verständlich, eigentlich wie für Kinder, aber er kannte die Neukömmlinge natürlich weniger als ich und konnte daher schwerer ihre Art zu denken und zu fühlen treffen.

Vor allem lag dies Besserverstehen aber wohl daran, daß ich ganz „undogmatisch“ und sehr „unorthodox“ predigte. Ich konnte diesen schlichten Menschen nichts anderes sagen, als was ich selber glaubte: Wir haben einen guten Vater im Himmel. Ihr könnt ihn in der Natur erkennen, Ihr hört von ihm aus den heiligen Schriften, aber vor allem fühlt ihr ihn im eigenen Herzen. Hierauf allein kommt es an. Von allen Wundern ist dies das größte, daß man Gott im Herzen fühlen, mit ihm reden, zu ihm beten kann. Dies ist das einzige Wunder, das uns niemand bestreiten kann, das große „Geheimnis“, von dem Christus lehrte, jenes „Reich Gottes inwendig in uns“, von dem alle seine Gleichnisse handeln (Anm. 12). Ihr mögt Gott um äußere Dinge bitten, die er euch vielleicht geben, vielleicht versagen wird; wenn ihr ihn aber um diesen seinen Frieden bittet, wird er ihn Euch nie versagen, werdet Ihr in ihm alles in Einem, das einzig wahre Glück erhalten. Wenn Ihr Unrecht getan habt, so reicht Euer Herz zu Gott hinauf, daß er es reinige und heile und ihm himmlische Kräfte fürs irdische Leben verleihe. Vor allem aber wird er Euch die Liebe schenken, mit der Ihr nun seinetwegen auch Eure Nächsten umfaßt, so daß Ihr gute Werke nicht um des Verdienstes halber, sondern aus freier, glücklicher Liebe verrichten werdet, weil Euer Wesen sich wunderbar wandeln und dann von selber beseligende Früchte tragen wird. Desgleichen werdet Ihr auch Euren Feinden verzeihen, nicht nur, weil es so geboten ist, sondern weil Gott den Haß aus Euren Herzen getilgt haben wird. Wenn Ihr Euch willig in dieses das ganze All bewegende Gesetz einfügt, so werdet Ihr schon auf Erden in Eurem Herzen das Himmelreich finden und nach Eurem Tode als Träger solcher Liebe zu Gott eingehen. Ein jeder von uns ist ein Sohn der Mutter Erde und Gottes. „Vom Vater in Ewigkeit gezeugt“ trägt er in sich einen Hauch des göttlichen Schöpfers, die Gottgesandten vielleicht mehr als wir andere, aber in jedem wirkt dieser heilige Geist und will ihn, wie selbst noch den Schächer am Kreuze, zum Himmel heben; denn Göttliches muß zu Gott zurück. Selig, wer sich ihm überläßt! Dies ist alles, was ich glaube, und was gäbe es Schöneres zu glauben! Liegt darin nicht alles, was der Mensch, der Weise wie der Ungelehrte, der Große wie der Kleine braucht? Für diesen Glauben an die Gemeinschaft mit Gott ließe ich mein Leben; denn ohne ihn wäre mein Dasein schal. Nun aber finden wir beglückt, daß dies gerade das ist, was Christus verkündet hat! Die „frohe Botschaft“ vom guten Vater im Himmel und seinem Reiche der Liebe. Christi Lehre ist ebenso beseligend für seine schlichten Fischer gewesen, wie sie es noch heute für die größten Denker ist. Ein jedes Kind kann und soll sie verstehen, mag sie auch für manche Schriftgelehrte zu „unwissenschaftlich“, „zu einfach“ und „zu klar“ sein (Anm. 13). Sie wendet sich an das Herz, nicht an den Verstand. Nicht das Fürwahrhalten irgendwelcher überlieferter Tatsachen — das schiene mir heidnisch —, sondern allein die Hingabe an dieses einzige selbst-

erlebte Wunder, dieses unmittelbare Verhältnis zu Gott ist jener Glaube, der nach Luther selig macht, auch schon hier auf Erden.

So ungefähr redete ich damals zu den einfachen Siedlern und wurde gerne und gut verstanden. Ich führe dies an, weil man heute von den „Bekennnistreuen“ so oft hört, gerade das einfache Volk brauche den Offenbarungsglauben. Mir aber erschien schon damals meine Auffassung als die von Christus gelehrtete Gottgläubigkeit und darum als eigentlich christlich im Gegensatz zu heidnischen Rückfällen der späteren Kirche (Anm. 14).

Als ich unseren Generalsuperintendenten Bernewitz einmal fragte, ob es ihm auch recht sei, daß ich so viel Gottesdienst hielte, da er doch meine freie und lehrsatzlose Einstellung kenne, erwiderte er schlicht: „Wir sind doch Protestanten“. Nur Einsegnungsstunden möge ich lieber nicht geben, was ich ja auch nicht beabsichtigte, da ich bloß dort predigte, wo ein Geistlicher fehlte.

So habe ich auch später während meiner Verbannung in Wjatka, wohin ein lutherischer Geistlicher nur einmal im Jahre kam, mehrfach getauft und beerdigt. Ich habe früher immer Pfarrer um ihre Fähigkeit, lange frei und oft auch unvorbereitet sprechen zu können, bewundert. Heute denke ich anders. Eine geistliche Rede, die sich an eine willige, meist recht urteilslose Zuhörerschaft wendet, scheint mir leichter zu halten, als eine weltliche, die von vornherein mit Widerspruch zu rechnen hat. Selbstverständliche Voraussetzung für beide bleibt, daß man an seine Sache glaubt und auch wirklich etwas zu sagen hat. Darum fallen einem Laien die ersten Predigten auch leichter als die späteren, wo die Gefahr einer Wiederholung eintritt, die der ausgebildete Geistliche durch seine mannigfachen Kenntnisse eher vermeiden kann. Doch erscheint es mir schöner, nur aus eigenem Glaubenserlebnis, nicht aus gelehrten Büchern zu schöpfen. Und noch eines ist wichtig: Daß man seine Zuhörer lieb hat — dies fiel mir bei meinen deutschen Bauern nicht schwer —, dann sagt das Herz dem Redner, was jenen zu hören lieb und gut ist.

Einmal weilte der Gouverneur von Kurland — Knjasew²⁰⁾ —, dessen Stellung etwa der eines preußischen Oberpräsidenten entsprach, auch über einen Sonntag bei mir zu Besuch. Ich dachte, daß er gewiß — und wahrscheinlich in nicht gerade wohlwollender Weise — durch Russen oder Letten von meinen Gottesdiensten erfahren habe, und meinte, es sei besser, ihm einen Einblick zu gewähren. Ich sagte ihm also, ich sei gewohnt, meinen Leuten am Sonntage Gottesdienst zu halten, ob er nicht daran teilnehmen wolle. Natürlich wollte er. Wir fuhren also nach Puhnen, wo sich diesmal eine nicht so zahlreiche Gemeinde wie sonst — an anderen Sonntagen kamen an 200 Besucher — eingefunden hatte. Ich hatte nämlich, damit der Gouverneur keinen zu starken Eindruck von meiner Siedlungsarbeit erhielt, nicht überallhin mitteilen lassen, daß ich Gottesdienst halten würde. So war auch die Dame, die gewöhnlich die Hausorgel spielte, nicht gekommen, und es entstand die schwierige Frage, wer das Lied anstimmen solle, denn ich selber bin leider wenig musikverständig, und mit den Siedlern stand es kaum besser. Da stellte sich unerwartet heraus, daß der russische Gouverneur in seiner Jugend deutsche evangelische

²⁰⁾ Leonid Michailovič Knjasew, Geheimrat, Jägermeister. 1905—1910 Gouverneur von Kurland. D. H.

Kirchenlieder öfter gehört hatte und gerne bereit war, sie anzustimmen. So sangen wir unter seiner Leitung: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Befehl du deine Wege“. Später, während des Weltkrieges war Knjasew Generalgouverneur von West-Sibirien, einem Gebiete größer als Europa, indes ich nach Wjatka verbannt war. Wenn damals in die russischen Zeitungen durchgesickert wäre, daß jener allmächtige Mann mit dem „berüchtigten Baron Manteuffel“ einmal zusammen einen lutherischen deutschen Gottesdienst gehalten hatte, so würde es ihn wohl seine Stellung gekostet haben. Zu seinem Glück ist es nicht bekannt geworden.

Nach dem Gottesdienste bat er mich, ihm einige Wohnungen der Siedler zu zeigen. Nun brachten diese, die ja meist nicht zu lesen und schreiben verstanden, mir bei meinen Besuchen gewöhnlich Briefe von Angehörigen, die ich ihnen vorlas. Da solche Schreiben oft berechtigte Klagen über die russische Regierung enthielten, schien es mir wenig angebracht, sie in Gegenwart des Gouverneurs vorzulesen. Glücklicherweise fanden sich diesmal keine derartigen Stellen, dagegen wurde in mehreren Briefen die Bitte ausgesprochen, ich möchte Reisegeld nach Wolhynien schicken, damit jene Verwandten zu mir nach Kurland kommen könnten. „Nun,“ fragte Knjasew, „was werden Sie tun?“ „Ach, Exzellenz,“ erwiderte ich, „ich habe genug Arbeiter“. — Das Siedlungswerk wurde vor den Russen immer mit Arbeitermangel begründet (Anm. 15) —. „Ja,“ sagte er, „aber die armen Menschen, die doch so gerne nach Kurland kämen“. „Aber man kann doch schließlich nicht allen Menschen helfen,“ entgegnete ich. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann ganz bescheiden: „Tun Sie es doch mir zuliebe!“ „Gewiß,“ sagte ich, „dann soll es gern geschehen“. Wie leicht konnte man doch mit Russen umgehen, wenn man sich ihnen anzupassen verstand, eine Kunst, die gerade uns Kurländern nachgerühmt wurde. Die Letten behaupteten immer, ein neu nach Kurland gekommener Gouverneur sei im ersten Jahre durchaus lettenfreundlich, im zweiten unparteiisch und im dritten bereits ausgesprochen deutschgesinnt. Dies lag wohl hauptsächlich daran, daß vernünftige Russen bei längerer Anwesenheit sowieso zu einem richtigeren, wohlwillenderen Urteil über uns kommen mußten, aber gewiß spielte dabei auch mit, daß wir die russischen Beamten zu nehmen verstanden. Einigen Gouverneuren gab man Jagden, mit anderen mußte man Trinkgelage abhalten, und wieder andere waren so wie dieser liebe, weichherzige Knjasew, mit dem man im Katzdanger Park bei Mondscheinspaziergängen Staatsangelegenheiten besprechen konnte.

Unterhaltungsspiele

Wenn der Ort, an dem ich Gottesdienst hielt, von Katzdangen so weit entfernt lag, daß ich nicht zum Mittagessen nach Hause fahren konnte, wurde ich hierzu von einem der reicheren Bauern eingeladen. Ich aß dann mit ihm allein oft sehr fette, schwere Speisen, die seine Frau uns auftrug, wozu ein ebenfalls nicht harmloser Schnaps getrunken wurde. Schon während des Essens erschienen allmählich die Nachbarn, der Kreis erweiterte sich zusehends, und man begann, die allgemeine

Lage der Gemeinde oder die Sorgen der Schule zu besprechen. Ich mußte ihnen dann auch über öffentliche und andere Fragen Auskunft geben. Später kamen auch die Frauen, die schweigend zuhörten, indes die Männer einer nach dem anderen bedächtig das Wort ergriffen. Um ihnen hinterher eine kleine Sonntagsunterhaltung zu verschaffen, hatte ich schon bei meinem ersten Besuche verschiedene Brettspiele mitgebracht, die sie bald aufs beste erlernten, schließlich auch Schach. Anfänglich hatten sie freilich in ihrer etwas starren Frömmigkeit jedes Spiel abgelehnt, und es hatte erst eines Hinweises auf Zwingli bedurft, der doch ein großer Reformator und zugleich ein warmer Befürworter des Schachs gewesen sei. Nun aber hatten sie gerade dieses Spiel liebgewonnen und beherrschten es bald so gut, daß ich später unter verschiedenen Vorwänden ablehnte, mich mit ihnen zu messen, da ich nicht unnütz mein Ansehen gefährden wollte. Schließlich nahmen auch die Frauen teil, die anfangs verwundert, dann immer angeregter zugeschaut hatten. Wenn ich Gäste mitgebracht hatte, die zufällig auch Schachspieler waren, machte es mir Freude, sie zu einem Wettkampf mit den Siedlern zu bewegen, wobei die nach ihren gewohnten Schulregeln vorgehenden und darum gegen unerwartete Züge oft hilflosen auswärtigen Schachgrößen nicht selten unterlagen.

Besucher

Bald kamen aus allen Teilen Kurlands, aber auch aus den Schwesterprovinzen und selbst aus Deutschland viele Besucher, um meine Siedlung kennenzulernen. Mit ihnen eine Rundfahrt zu machen, war oft sehr mühselig, schon der weiten Entfernungen wegen, lag doch meine liebste Siedlung, Post-Drogen, über drei Meilen von Katzdangen entfernt, eine Strecke, die mit Pferden hin und zurück auf den nicht immer guten kurländischen Straßen Zeit und Anstrengung erforderte. Auch ermüdeten die gleichbleibenden Fragen und die Pflicht, beständig das Gleiche zu zeigen und zu erklären. Oft, wenn ich den Tag über mit einem Besucher umhergefahren war und spät nach Mitternacht wieder in Katzdangen eintraf, meldete mir der Diener, es sei ein neuer Gast angekommen, der sich ebenfalls freue, die Siedlungen zu sehen. Dann mußte ich gleich beim Verlassen des Wagens für den kommenden frühen Morgen frische Pferde bestellen, so daß ich manchmal wochenlang keinen vollen Tag zu Hause weilen konnte. Aber auch diese Werbe gehörte zur Siedlungsarbeit. Dabei war es bemerkenswert, daß die meines Erachtens vornehmsten Besucher sich auch am besten mit den Bauern verständigten; ja diese selber empfanden es, daß ein vornehmer Mann schon seiner Art nach schlicht und gütig und daher leutselig sein müsse. Als mein Vetter Recke-Neuenburg²¹⁾, ein Edelmann im besten Sinne, eines Tages die Post-Droger Ansiedler mit mir ausgiebig besucht und sie in seiner freien, herzlich-heiteren Art gleich zu nehmen verstanden hatte, fragten mich diese bei meinem nächsten Kommen, wer der Herr gewesen sei, den ich das vorige Mal mitgebracht hätte; das müsse ein besonders vornehmer Mann gewesen sein, „weil er so lieb mit uns war“.

²¹⁾ Wilhelm Baron v. d. Recke, geb. Schloß Neuenburg, 8. Mai 1875, gest. Prenzlau, 4. April 1933. Majoratsherr auf Schloß Neuenburg. D. H.

Schulen

Bildend im besten Sinne wirkten auch die von uns begründeten deutschen Schulen. Es wäre ein arger Fehler gewesen, die Siedlerkinder den russisch-lettischen Volksschulen anzuvertrauen, wo sie glücklicherweise ja auch schon der Sprache wegen dem Lehrgange nicht hätten folgen können²²⁾. So erteilten denn auf allen meinen Höfen die von mir berufenen Küsterlehrer den Unterricht. Es war mir gelungen, unter ihnen allmählich eine gute Auswahl zu treffen, die geeigneten als Lehrer zu behalten, während die anderen als Beamte in Landwirtschaft und Forst verwendet wurden. Somit waren diese aus meinen Mitteln unterhaltenen Volksschulen, in die auch die umliegenden deutschen Bauernhöfe ihre Kinder sandten, schließlich nicht schlechter als manche in Deutschland.

Eine höhere Bildung vermittelten die vom Deutschen Verein geschaffenen „Bürgerschulen“, die ursprünglich für die Kreisstädte gedacht waren. Da es aber schwierig war, dort für die Kinder vom Lande geeignete Unterkunft zu finden, so richtete ich im Gutshause Puhnen eine solche Bürgerschule ein, die, mit einem Schülerheim verbunden, die Kinder für ein Billiges aufnahm. Die Lehrkräfte dieser Schule waren gebildeten deutschen Kreisen entnommen und verstanden es daher besser als die Küsterlehrer, ihre Pfleglinge zu höherer Gesittung zu erziehen, um so mehr, als sie ihre Zöglinge nicht nur während der Lehrstunden, sondern auch den ganzen Tag über beeinflussen konnten. Es war eine ausgezeichnete, auch den besten reichsdeutschen Volksschulen gleichkommende, wenn nicht gar überlegene Erziehungsstätte, die ihre Schüler nicht nur äußerlich Reinlichkeit und Ordnung, Gehorsam und gute Formen lehrte, sondern vor allem ihre reichen geistigen und seelischen Gaben zu entwickeln verstand. Hier wurde gediegene deutsche Bildung von ausgesuchten Kräften freudig gespendet, und es zeigte sich bald, daß diese Jugend die auf sie verwandte Liebe bestens lohnte. In wenigen Monden, ja Wochen, schienen die Kinder zum Erstaunen der eigenen Eltern wie

²²⁾ Die alte Volksschule des lettischen und estnischen Landvolks, eine Schöpfung der deutschen Führungsschicht, die durch Volkslehrerseminare (in Kurland auf dem Ritterchaftsgut Irmiau) auch für den Lehrernachwuchs sorgte, wurde durch die Russifizierungsmaßnahmen von 1887 völlig umgestürzt. Sah die Regierung den Hauptzweck der Volksschule fortan in der Verbreitung des Russischen, so traten sehr bald unvorhergesehene Nebenwirkungen der Umgestaltung ein: mit dem neuen Lehrbestand drangen die marxistischen Irrlehren ein. Später ist berechnet worden, daß von den 443 Volksschullehrern in Kurland mindestens 184, d. h. 42 v. H., an der revolutionären Bewegung teilgenommen haben. Die kurländische Oberlandtschulkommission erklärte am 5. Dezember 1905, es sei erwiesen, „daß der größte Teil der Volksschullehrer weder die Schulobrigkeit noch sonst eine andere gesetzliche Obrigkeit anerkenne, die gesetzlichen Forderungen nicht erfülle, bei Erteilung des Schulunterrichts ein von einer vermeintlichen neuen Regierung bestätigtes Programm befolge, sich der sozialdemokratischen und revolutionären Partei angeschlossen habe und infolge der genannten Tatsachen die Anordnungen der Oberlandtschulkommission nicht befolge“. [A. von Transehe-Roseneck], Die Lettische Revolution, Berlin 1908², II. Teil, S. 306. — Eine deutsche wissenschaftliche Untersuchung des kurländischen Volksschulwesens gibt es nicht. Vgl. R. von Hoerner-Ihlen, Die baltischen Ritterschaften, Berlin-Leipzig-Riga 1918, S. 69ff.; H. Baron Foelckersam, Das alte Kurland. Eine kulturhistorische Skizze, Rostock 1925, S. 41f. D. H.

verwandelt, sie selber aber waren über ihre Entwicklung ebenso glücklich wie ihre Angehörigen. Die Siedler drängten nach solchen Schulen, aus denen schon in wenigen Jahren ein neues, dem Baltischen Lande und seinen Aufgaben angepaßtes Geschlecht heranwuchs, das durch Erziehung und Bildung seinen Erzeugern überlegen war. Aber auch diese hatten sich gewandelt.

Gesamtsiedlung

War dies wirklich noch dasselbe Volk, das einst so verwaist nach Kurland gekommen war? Die kurze Zeitspanne von der Ankunft der ersten Siedler bis zum Weltkriege hatte genügt, uns solch ein Wunder erleben zu lassen. Wir hatten uns mit Recht durch den äußeren Schein nicht täuschen lassen und nicht umsonst auf das gute, deutsche Blut vertraut. Diese schöne, gesund und kräftig heranwachsende Jugend war nicht nur ihren Eltern, sie war noch viel mehr den Letten überlegen, aber ebenso auch der Durchschnittsbevölkerung mancher rassisch gemischter Gaue Deutschlands. Sie hatte auch vor manchen Reichsangehörigen eine sorgfältigere und liebevollere Schulerziehung und jene nun bewußte Treue zum deutschen Volkstume voraus, wie sie damals der Grenzlanddeutsche vor allen anderen Deutschen besaß. Diese Siedlerfamilien waren durch ihren Zusammenhalt, durch ihre Überlieferung und ihre überkommene, in Kurland geklärte, fromme Lebensanschauung auch eher vor den zersetzenden, jüdisch-liberalen Zeitströmungen geschützt, die bis zum völkischen Umschwung die reichsdeutsche Jugend verdarben. Wie heute die Hitler-Jugend, so war damals dieser Siedlernachwuchs unsere Hoffnung. Wir ahnten nicht, daß er als ein zu früher, zu weit vorgestreckter Trieb am deutschen Baume nur kurze Zeit für Kurland blühen sollte. Er hätte, wäre nicht der alles umstürzende Weltkrieg gekommen, das gefährdete baltische Deutschtum verjüngen und ergänzen können. Schnell wuchs er in unseren Mittelstand, in einzelnen Fällen auch in die gebildeten Kreise hinein. Diese jungen Siedler fühlten sich schon ganz als Balten und nannten Kurland ihre Heimat, die sie ebenso liebten wie wir. Ohne diesen zahlenmäßig großen Zuwachs, ohne ihre Tapferkeit und Treue wären die späteren Abwehrkämpfe der Baltischen Landeswehr gegen den Bolschewismus nicht möglich gewesen. Vom Lorbeerkranze, den sich die baltische Jugend damals erwarb, gehört unseren Siedlern ein voller Zweig.

Im ganzen waren bei Beginn des Weltkrieges an 16000 Siedler in Kurland. Manche Gutsbesitzer nahmen einzelne oder ganze Gruppen von ihnen als Knechte, einige schufen auch Ansiedlungen, andere wieder suchten die Siedlung vor allem durch geldliche Opfer zu fördern. Die Bewegung zog auch Livland in ihren Bann, wo Herr von Sivers-Römershof²³⁾, der unvergeßliche Vorsitzende des livländischen

²³⁾ Über die Siverssche Kolonisation vgl. R. Schulz, a. a. O. S. 98ff. Auch Sivers beabsichtigte die Schaffung von Eigentümerhöfen, und auch er hat später nur noch Wolhynier angeworben. Für die nordlivländische Eigentumsiedlung und die weitergehenden livländischen Siedlungspläne vgl. Schulz, a. a. O. S. 100ff. D. H.

Deutschen Vereins, sein Gut mit Wolgakolonisten, freilich nur in der Stellung von Knechten, besetzte. Selbst nach Estland kamen die Siedler, stießen aber hier unter dem nördlichen Himmel bei den zähen seßhaften Esten auf größere Hindernisse²⁴⁾ als im so viel südlicheren Kurland, wo der Lette zur Stadt drängte und nur geringen Nachwuchs hatte.

Andere Siedlungsführer

Gewiß hätte unter diesen günstigen Umständen in Kurland noch viel mehr erreicht werden können, aber wie wenige Gutsbesitzer waren so glücklich daran wie ich, der ich als Majoratsherr doch über größere Mittel verfügte, dabei unverheiratet und selber anspruchslos war, somit meine Kraft und Zeit und Mittel allein diesem Werke widmen konnte. Aber das Verdienst anderer kleinerer, durch Sorge für Familie und Kinder gebundener Besitzer war darum auch größer als das meine. Mein Nachbar Theodor von Schroeders hatte sein treues Herz und seine starken Hände in den Dienst dieser Arbeit gestellt, sowohl auf seinem eigenen kleinen Gute wie auch als mein Bevollmächtigter auf einem Teile meines Besitzes. In seinem reinen Hochstreben, mit seinem gütigen, sonnigen Wesen und seiner erfrischenden Heiterkeit, aber auch mit seinem mannhaften, tüchtigen Wirklichkeitssinn war er wie kein anderer für dieses Werk geeignet. Seine Verdienste um die Niederwerfung des Aufstandes von 1905 und dann um die Siedlung sind nicht genügend bekannt geworden, bei seiner selbstlosen Bescheidenheit auch nicht einmal zu seinen Lebzeiten. Er war kein Neuschöpfer, auch kein Gelehrter, zu schlicht und ehrlich, um geistreich sein zu wollen, und doch in seiner beglückenden Geschlossenheit ein wahrhaft großer Mensch. Mir war er ein unersetzlicher Mitarbeiter. Als er, noch im vollen Schaffensalter, einer tückischen Krankheit erlag, stellte es sich heraus, daß er den größten Teil seines schon nicht bedeutenden Vermögens für die deutsche Sache hingegeben hatte. Aber seine Witwe und seine Kinder, ebenso deutsch und tapfer wie er, haben diese großen dem Deutschtum gebrachten Opfer gerne getragen. Baron Georg Hahn²⁵⁾, der auch nur einen bescheidenen Besitz hatte, kaufte verhältnismäßig billig ein ebenfalls kleines, aber sehr fruchtbares Nachbargut in der Absicht, es mit einem Verluste, der vielleicht den dritten Teil seines geringen Vermögens betrug, an Siedler weiterzugeben.

Das Wirken solcher wahrer Helden, die, durch ungünstige Umstände behindert, nicht im Großen schaffen konnten, ist wenig bekannt und wäre doch nicht geringer zu werten als manche Arbeit, die, wie meine, mehr erreicht

²⁴⁾ Auch in Estland bestanden Siedlungspläne, vgl. Ed. Freiherr von Stackelberg, *Ein Leben im baltischen Kampf*, München 1927, S. 141. Über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die der deutschen Bauernsiedlung in Estland entgegenstanden, gibt eine briefliche Äußerung des letzten estländischen Ritterschafterhauptmanns Ed. Freiherr von Dellingshausen Auskunft, aus der R. Schulz, a. a. O. S. 105ff. Mitteilungen macht. D. H.

²⁵⁾ Baron Georg von Hahn, geb. Mitau, 6. Dez. 1867, gest. Dubbenhof, 13. Juni 1912. Besitzer von Dubbenhof. Unverm. D. H.

hat und darum auch mehr erwähnt worden ist. Hier brauche ich Herrn Silvio Brödrich nicht nochmals zu nennen; er hat mit seiner hinreißenden Werbekraft, mit seiner außergewöhnlichen Rednergabe in Kurland und später im Reiche unermüdlich für die Siedlung gewirkt, so daß seine Arbeit, die in den verschiedensten Teilen Kurlands Siedler ansetzte und von ihnen bei weitem die größte Anzahl ins Land gebracht hat, schon durch ihn selber in Wort und Schrift allgemein bekannt geworden ist.

Für mich war es eine große Erleichterung gewesen, durch das Majorat gestützt zu sein, aber auch meine Geldquellen reichten schließlich nicht aus, neue Güter zu kaufen, und es widerstrebte mir, unsichere Geschäfte abzuschließen, mindere Güter zu erstehen, sie aus einer Zwangslage zu hastig aufzuteilen und dann über meinem Einkaufspreise den Siedlern weiterzugeben. Dies alles hätte dem Rufe der Siedlung in Kurland wie auch in Wolhynien geschadet. Mir lag vor allem daran, ein Beispiel aufzustellen, das in Kurland für die Siedler und in Wolhynien für Kurland sprach. Mein Werk sollte durch seinen ausgesuchten und immer weiter verbesserten Menschenschlag wie durch seinen in sich geschlossenen und gesicherten Aufbau für den Siedlungsgedanken werben. Nur so konnte eine allgemeine Bewegung ins Leben gerufen und die Siedlung auf ganz Kurland ausgedehnt werden. Ein einzelner konnte dies nicht, seine Arbeit blieb unvermeidlich nach Zeit und Mitteln begrenzt. Aus dieser meiner nicht von allen Führern der Siedlung geteilten Schau war ich stolz, daß kein Siedler von mir wegging, kein Käufer seinen Besitz weiterverkaufte, und daß es mir andererseits gelang, manche Gutsherrn, die anfänglich Feinde der Kolonisation gewesen waren, durch Besichtigung meiner Siedlungen für die Sache zu gewinnen. Legte ich somit das Gewicht auf die Gedeihenheit der Siedlung, nicht auf ihre Ausdehnung, so verbot auch schon der Mangel an freiem, nicht ans Majorat gebundenem Vermögen den weiteren Ankauf von Gütern, die außerdem nicht an Katzdangen begrenzt hätten und daher auch schwerer zu übersehen gewesen wären.

Auch hätte eine weitere Ausbreitung meiner Siedlung dem Siedlungsgedanken in Kurland weniger genützt als der von mir erbrachte Beweis, daß dort jeder Gutsbesitzer siedeln konnte und sollte. Ich glaubte damit der Sache am besten zu dienen. Vielleicht hätte eine Zusammenfassung des gesamten Siedlungswerkes durch einen Verband, wie ich es ursprünglich beabsichtigt und auf dem Landtage dargelegt hatte, noch mehr erreicht. Da dies gegen meinen Wunsch nicht zustande gekommen war, blieb nur der von mir gewählte Weg gangbar, der auch zu unterschiedenen Erfolgen geführt hat. Immer neue Gutsbesitzer wurden für die Siedlung gewonnen, die an immer neuen Orten der Heimat Fuß faßte. Sie war zu einem nicht mehr wegzudenkenden Bestandteile des baltischen Lebens geworden.

Ausblick

Unsere Arbeit war also keine Spielerei, kein Hirngespinnst gewesen, wie so viele gedacht hatten. Der Geschichtsschreiber konnte an dieser Erneuerung

und Vermehrung des baltischen Deutschtums nicht mehr vorbeigehen, und der Staatsmann mußte mit ihrer steigenden Bedeutung rechnen. Während der Deutsche Verein nur eine Abwehr bedeutete, war die Siedlung zum deutschen Gegenstoß, zur Antwort auf den lettischen Aufstand von 1905 geworden. Wir sahen bereits die ersten Früchte unserer Saat reifen. Das baltische Deutschtum durch das Siedlungswerk zu retten, war nicht mehr nur ein Zukunftsbild weltferner Schwärmer, auch dem nüchternsten Zweifler mußte es jetzt als greifbare Möglichkeit erscheinen.

War dies nicht doch eine Selbsttäuschung? Wäre die Entwicklung so fortgeschritten, wie sie begonnen hatte?

Es ließ sich nicht leugnen, daß der Deutsche Verein vor dem Weltkriege seinen Höhepunkt erreicht, wenn nicht gar überschritten hatte. Er umfaßte das gesamte Deutschtum, alles, was an hochstrebenden Kräften, an Heimatliebe und vaterländischem Opfersinn im Lande lebendig war. Aber das Wort Goethes: „Begeisterung ist keine Heringsware, die sich einpökeln läßt für viele Jahre“ bewahrheitete sich auch hier. So manche begannen bereits die Lehren des lettischen Aufstandes zu vergessen; die tägliche, treue Arbeit für ein Hochziel ist schwerer als ein einmaliges Opfer in der Begeisterung.

Auch war die Siedlungsarbeit von ihren getreuen Anhängern so weit getrieben worden, wie es ihnen überhaupt möglich war; zur Fortsetzung mangelte die Kraft. Wenn das Siedeln bei geschicktem Vorgehen auch keinen Geldverlust mit sich zu bringen brauchte, so zwang es doch immerhin, große Vermögensteile festzulegen, was für den einzelnen auf die Dauer schwer tragbar ist. Neue, tätige Anhänger waren dem Siedlungsgedanken zunächst nicht zu gewinnen. Vielen Gutsbesitzern fehlten die Mittel, den meisten der Entschluß, sich bewußt vom Alten loszusagen und mit den Letten als Volk wie auch mit den einzelnen zu brechen. Das eigene Wachstum der Siedlung — durch Geburtenüberschuß und selbständigen Zuzug — konnte aber nicht so schnell vor sich gehen wie eine durch uns zielklar geleistete Einwanderung. Andererseits war auch die Zahl der zum Verkauf angebotenen Güter beschränkt, ebenso wie die solcher lettischer Bauernhöfe, die von ihren Besitzern leicht abgegeben wurden. Allmählich mußte gerade hier ein bewußter Widerstand der Letten einsetzen. Entscheidend aber blieb immer das Verhalten der russischen Regierung. Würde sie der Siedlungsbewegung auf die Dauer freien Lauf lassen? Auch sie vergaß nach und nach die bösen Erfahrungen des Aufruhrs von 1905. Sie begann bereits die den deutschen Schulen gewährte Freiheit wieder zu beschneiden, an neue Verrussungsmaßnahmen zu denken und den Zuzug von Siedlern zu erschweren; die Gefahr lag nahe, daß die Siedlungsarbeit schließlich ganz verboten, womöglich rückgängig gemacht wurde. Schon prüfte der wieder mehr in russische Hände geratene Sicherheitsdienst die oft zweifelhaften Pässe der Siedler aufs genaueste und schob alle, die nicht nachweislich russische Untertanen waren, erbarmungslos ab. Die Letten verstanden es, sich von neuem bei der Regierung und der russischen Presse einzuschmeicheln. Die Zeitungen brachten täglich Angebereien und Verleumdungen gegen den Deutschen Verein, gegen die Siedlungsarbeit und vor allem gegen die Siedlungsführer selber, worunter gerade ich viel zu leiden hatte.

Bald kam auch die Frage der „Reformen“ wieder auf, deren übertrieben freisinnige Durchführung die ganze Verwaltung des Landes schrittweise in die Hände der Letten übergehen lassen mußte. Das wäre der Tod des Deutschtums gewesen. So war bei Aufhebung des Patronatsrechtes der deutsche Pfarrerstand nicht mehr zu halten. Bei einem gleichen und freien Wahlrechte wären im Laufe einer einzigen Geschlechterfolge alle Pfarren in lettische Hände übergegangen und damit ein Hauptpfeiler des baltischen Deutschtums und einer staaterhaltenden Gesittung fortgerissen worden. Sicherlich wäre aber auch auf allen anderen Gebieten jener zweifelhafte Glückszustand erreicht worden, den dann der lettische Freistaat nur schneller, wenn auch etwas gewaltsam, herbeigeführt hat. Daher waren bei uns alle Deutschen in der Ablehnung dieser „Reformen“ einig, so sehr wir auch einzelne Verbesserungen auf dem Verwaltungsgebiete herbeisehten und einer wertwahren, den geschichtlichen Bedingungen des Landes entsprechenden Selbstverwaltung zuneigten. Die bisherige, an sich recht erträgliche russische Landesverwaltung²⁶⁾ durch freiheitliche Einrichtungen abzulösen, hatte für uns nur dann einen Zweck, wenn dabei die deutschen Belange weder zugunsten der Russen, noch der Letten geschmälert wurden. Uns ist es nie verständlich gewesen, wie man im Reiche solche Fragen rein schulmäßig vom Parteistandpunkte aus beurteilen konnte. Es galt doch nur die Frage: Was nutzt, was schadet dem Deutschtum? Für Gegenden wie Wolhynien, wo die unteren Schichten deutsch, die oberen aber russisch oder polnisch waren, hätte ich eine freiheitliche Verfassung angestrebt; in Kurland, wo die Verhältnisse umgekehrt lagen, konnte nur eine beharrliche Staatskunst dem Deutschtum frommen.

Aber auf die Dauer ließ sich der Aufstieg der Letten zur staatlichen Macht doch nicht verhindern. Die gelegenheitshörige, wenn auch nicht russisch gesinnte baltische Minderheit, die als Rettung vor dieser Gefahr eine Anlehnung an die russische Regierung unter Aufgabe mancher deutscher Hochziele suchte, ging bestimmt einen ebenso aussichtslosen Weg, wie der Versuch einer Aussöhnung mit den Letten gewesen war. Jene ständisch und zarisch eingestellten Vertreter von Adel und Großgrundbesitz verkannten, daß Rußland nicht mehr ein viel umfassendes Reich, sondern ein immer mehr nationalistisch werdender Staat sein wollte, der zwangsläufig immer weitere deutsche Opfer verlangen mußte und hinter dem schließlich ebenfalls die schrankenlose Massenherrschaft oder etwas noch Unbekanntes, Schlimmeres lauerte. Aber es bleibt andererseits auch sehr fraglich, ob der von uns gewählte, entgegengesetzte Weg über den Deutschen Verein und die Siedlung schließlich zum Ziele geführt hätte. Es war vielleicht doch zu spät, vielleicht überhaupt unmöglich, allein aus eigener Kraft den völkischen Aufbau des Landes

²⁶⁾ Die Landesverfassung hatte sich in den drei Ostseeprovinzen ähnlich, aber in Einzelheiten verschieden entwickelt. In Kurland war die Steuerverwaltung, d. h. die Erhebung und Verteilung der reichsrechtlichen Landesprästanden — anders als in Liv- und Estland — nicht ritterschaftliche, sondern gemischtbehördliche Angelegenheit. Das „Prästandenkomitee“, dem der Landesbevollmächtigte als Mitglied angehörte, stand unter dem Vorsitz des Gouverneurs. Vgl. Th. v. Richter, Ländliche Selbstverwaltung: Organisation, in: Baltische Bürgerkunde I, Riga 1908, S. 160ff. D. H.

zu ändern, den fehlenden deutschen Bauernstand zu schaffen, den sich bereits bedenklich neigenden baltisch-deutschen Turm zu untermauern. Ich bin dieser Zweifel nie Herr geworden; ich fragte mich, ob der Platz für jemanden, der Kurland retten wollte, nicht doch Berlin gewesen wäre. Was half es, Katzdangen, ja ganz Kurland dem Deutschtum zeitweilig zu sichern! Wenn die auswärtige Hilfe ausblieb, mußte der deutsche Vorposten doch über kurz oder lang, wenn nicht vor den Letten, so doch vor den Russen zurückgezogen werden. Die baltische Aufgabe war nicht mehr von innen zu lösen, sondern nur von außen, als eine der wichtigsten Ostfragen, als ein Ziel deutschen Ostwillens.

Anmerkungen

Anmerkung 1

Die sich widerstrebenden Strömungen konnten kaum als „hie konservativ“, „hie liberal“ gekennzeichnet werden. Ihr Kampf ging seit Jahrzehnten um jene allständische Verfassung, die in bodenständigem, deutschem Sinne schon bei der Regelung der Bauernfrage geplant war, nun aber von der Regierung höchstens in der Form der russischen Selbstverwaltung, der sog. Semstvo, zu erlangen gewesen wäre. Diese aber wurde von der deutschen Gruppe nicht aus Beharrungsgründen abgelehnt, sondern in der Sorge, sie werde eine weitere Verrussung mit sich bringen, während ihre Befürworter wiederum nicht dem freiheitlichen Fortschritte zuliebe für sie eintraten, sondern weil sie sich von ihr für Verwaltung und Wirtschaft Vorteile versprachen und hierfür deutsche Belange zu opfern bereit waren. Eine allständische Verfassung war ursprünglich von denselben sog. baltischen Liberalen angestrebt worden, die später die Semstvo aus völkischen Gründen schroff ablehnten, während die russische Selbstverwaltung wiederum von Männern gefordert wurde, die einst als Konservative eine allständische Verfassung grundsätzlich bekämpft hatten. Mein Vetter N. M., damals Kreismarschall von Grobin, wollte mich, der ich eben ins Land gekommen war, zu seiner Gruppe bekehren, indem er mir mit Recht darlegte, daß diese ebenso deutsch und bodenständig denke wie ich, der ich aber doch auch die Belange von Großgrundbesitz und Adel wahren müsse, die ja bei uns mit Protestantismus und Deutschtum zusammengingen. „Aber“, fragte ich, „wenn sich diese Belange doch einmal widerstreiten sollten, für welche würdest Du dann eintreten?“ „Natürlich für die ersten“, antwortete er. „Und ich“, so schloß ich unser Gespräch, „selbstverständlich für die letzten“.

Anmerkung 2

Das Fehlen jeglicher Sozialversicherung stellte die baltischen Gutsbesitzer vor mancherlei Aufgaben, die sie meist gern und oft schöner erfüllten, als es die gefühllose Staatsmaschine gekonnt hätte. Vor allem leisteten die baltischen Frauen in solcher Fürsorge Vorzügliches. Sie besaßen, wo Arzt und Apotheke fern waren, kleine Arzneischränkchen, verstanden sich auf ärztliche Hilfeleistung und Krankenpflege und waren überhaupt ihren Untergebenen menschlich nahe. Wenn sie als Witwen oder „alte Tanten“ in die Stadt zogen, setzten sie dort einzeln oder in gemeinnützigen Vereinen ihre hilfreiche Tätigkeit fort, die in jenen einfachen Verhältnissen jeder unpersönlichen, staatlichen Fürsorge überlegen, im wahren Sinne des Wortes wohlthätig war.

Anmerkung 3

Genau einen Monat nach dem Brande begann ich den planvollen Wiederaufbau des Schlosses, als Zeichen, daß wir trotz allen lettischen Angriffen nicht an der deutschen Zukunft des Landes verzweifelten. Aber erst durch die gemeinsame künstlerische Arbeit mit Schultze-Naumburg, der jüngere bauliche Zutaten beiseitigte und die alte, so schöne Anlage von 1800 noch schlichter und größer zu gestalten suchte, fand ich Freude an der Wiederherstellung, vor allem auch am inneren Ausbau des dem Schlosse benachbarten Kavalierhauses, das nun bis zu meiner Vertreibung aus Kurland mein Wohnsitz bleiben sollte. Durch meinen Auftrag an Schultze-Naumburg, der seinen Schüler Reynier mitbrachte, wurde der durch ihn wiedererweckte deutsche Klassizismus auch auf andere Güter und nach Mitau verpflanzt. Er war in Kurland kein Fremdling, sondern paßte aufs schönste zu unseren alten Bauten.

Damals wurde auch mein erstes Gedicht „Die Wacht im Ost“ gedruckt und auf deutschen Veranstaltungen gesungen. Zu Zeiten meines Vaters wäre ein „Dichter“ als Vertreter des Landes kaum tragbar gewesen: die Zeiten hatten sich gewandelt.

Anmerkung 4

Das empfand ich auch in meiner engeren Familie, wo sich mein Vetter Georg Manteuffel-Kapsehden²⁷⁾ hingebend an allen Bestrebungen des Deutschen Vereins und später auch an der Siedlung beteiligte. Mit ihm war ich politisch stets einig, was sich, als er Kreismarschall von Grobin geworden war, auf unseren Versammlungen wie auch im Landtage aufs schönste auswirkte. Durch seine einwandfreie Gesinnung, sein gastfreies, sehr deutsch betontes Haus wie durch seine menschliche Anteilnahme wurde er mir ein besonders lieber Mitstreiter.

Anmerkung 5

In der südlichen Ukraine waren sie auf Schwaben gestoßen, die, 30000 an der Zahl, ebenfalls von Katharina 1763 dort angesiedelt worden waren und unter Alexander II. auf 120000 Köpfe geschätzt wurden.

Anmerkung 6

Wenn es im Wesen eines Volkes liegt, landhungrig zu sein, so gilt dies vor allem von uns Deutschen. Wir alle hängen an der Scholle. Ein Stück Heimatboden sein eigen zu nennen, ist die geheime, oft nie gestillte Sehnsucht eines jeden von uns. Und haben wir einen Landbesitz, so suchen wir ihn zu vermehren, einen immer größeren Anteil an Gottes schöner Erde zu erlangen. Für uns bedeutet Land den begehrenswertesten, vielleicht den einzig wahren Reichtum, den Besitz schlechthin, den die Juden und andere Handelsvölker eher in Geld und sonstiger beweglicher

²⁷⁾ Baron Georg von Manteuffel gen. Szöge, geb. Rawen (Kurl.) 26. Juni 1862, ermordet bei Libau 16. Nov. 1919, auf Kapsehden. Dr. jur., Kreismarschall von Grobin. D. H.

Habe suchen. Wieviele Deutsche haben aus ungestilltem Landhunger die Heimat verlassen und sind wie die Kolonisten ruhelos über Länder und Meere getrieben worden. Der Germane kennt nur diese Art der Habsucht. Diese alte nordische Sehnsucht gab den Anstoß zur Völkerwanderung, sie hat Waräger und Normannen in die Ferne getrieben, die Römerzüge beseelt, den deutschen Osten erobert und das britische Weltreich mitbegründet. Heute ist es das deutsche Leid, daß gerade unser Lebensraum zu eng ist.

Anmerkung 7

Auch später habe ich Besitze nur aufgeteilt, wenn dadurch keine höheren Werte verlorengingen, ein Grundsatz, gegen den die zumeist rein geschäftlich denkenden früheren reichsdeutschen Siedlungsgesellschaften oft verstoßen haben. In Kurland aber hatte der lettische Aufruhr manche Güter durch Zerstörung ihrer Herrenhäuser für eine Aufteilung reif gemacht.

Ich kannte in Schlesien einen schönen Besitz. In seiner Mitte, auf dem Hauptgute, lag das von Schinkel erbaute, nicht große, aber künstlerisch reizvolle Schloßchen, umgeben von einem großzügigen, von Lenné angelegten Garten. An ihn schloß sich ein uralter, sehr geliebter Hain an, in dem auch ich oft geweilt habe. Nach dem Tode meines Freundes wurde der ganze Besitz verkauft. Nun aber erwarb die Landgesellschaft keineswegs die rings um den Haupthof gelegenen fruchtbaren Ackergrüter, die selber keine bemerkenswerten Wohnhäuser, keinen geschichtlichen Park, keine schöne Umgebung besaßen, sich aber für Siedlungszwecke vor allem geeignet hätten. Diese gingen in andere Hände über, ein Teil sogar in jüdische. Dagegen kaufte die Landgesellschaft schließlich das als Landsitz so schöne, zu Wirtschaftszwecken aber von der ganzen Herrschaft am wenigsten geeignete Hauptgut und — fällte als erstes den Hain. Ich sah die alten Stämme am Boden liegen, den Ausblick vom Schloß durch Neubauten zerstört, jahrhundertlang gepflegte Schönheit aus Unvernunft und Gewinn gier für immer vernichtet — und ich, der ich mein Leben lang Freund einer vernünftigen Siedlung gewesen bin, kann auch heute noch nur mit geballten Fäusten an diese Roheit zurückdenken.

Anmerkung 8

Die Schrift von Dr. Rudolf Schulz (s. u.), die ich erst nach Abfassung dieser Aufzeichnungen erhielt, bringt irrtümlich eine angebliche Bemerkung von mir, die Eintragung in die Grundbücher sei zuweilen aus politischen oder anderen nicht gesetzmäßigen Gründen verweigert worden. Mir ist ein solcher Fall nicht bekannt. Wenn alle gesetzlichen Bestimmungen und vor allem die geldlichen Voraussetzungen erfüllt waren, so erfolgte unverzüglich die Eintragung durch die zuverlässigen Grundbuchbeamten, die oft, wie auch in Libau, Deutsche waren. Natürlich durften dabei frühere Grundschuldgläubiger, wie der Kreditverein, nicht geschädigt werden. Da mir daran lag, lieber weniger zu siedeln, dafür aber ein möglichst gutes Beispiel für Käufer und Verkäufer aufzustellen, habe ich immer streng auf eine sofortige Eintragung in das Grundbuch gehalten.

Anmerkung 9

Nach Angabe von Dr. Schulz befinden sich heute noch [1938] in meinem Neuhausenschen Kirchspiel 723 Siedler, mehr als doppelt so viel wie in irgendeinem anderen Kirchspiel Kurlands. Die zweithöchste Zahl liefert meine Siedlung Kalwen mit 384 Seelen, so daß in diesem Gebiete immer noch 1107 Siedler leben. Hierzu wäre, wenn die Gemeindeeinteilung die alte geblieben ist, das Kirchspiel Hasenpoth, in das ein großer Teil von Katzdangen eingepfarrt war, ebenso wenig gerechnet wie das Kirchspiel Durben, worin Post-Drogen lag.

Anmerkung 10

Ein lustiges Beispiel, wie weit sich der Nützlichkeitsgedanke mitunter vorwagte, erlebte ich, als ich mit einem Herrn über seine Anstellung als Bevollmächtigter verhandelte. Ich sagte ihm, ich hätte es mir zur Regel gemacht, keinen Beamten oder Arbeiter gegen den Willen des Bevollmächtigten zu behalten, natürlich aber auch keinen zu dulden, der mir selber mißfalle. Auf seinen Einwand, daß dadurch unter Umständen die Ertragsfähigkeit der Wirtschaft leiden könne, da der Ausschluß auch einmal aus unwirtschaftlichen Gründen erfolgen und einen besonders tüchtigen Angestellten treffen könne, erwiderte ich, man dürfe doch nicht verlangen, daß ich etwa dem Verbleib eines Viehpflegers zustimme, der die ärgerliche Gewohnheit angenommen habe, mir jeden Morgen ins Gesicht zu spucken. „Aber wenn er sehr tüchtig ist?“ warf der Bewerber ein. „Nein, auch dann nicht“, entgegnete ich totentschlossen und beendete damit auch das Gespräch über die Anstellung dieses allzu tüchtigen Bevollmächtigten selber.

Anmerkung 11

Daß dieser Kinderreichtum mit der bei den Kolonisten beliebten Erbsitte des Minorats verbunden war, wie gelegentlich gesagt worden ist, erscheint mir zweifelhaft. So war im alten Kurland, dessen Großgrundbesitz teilweise auf der entgegengesetzten Ordnung des Majorats aufgebaut war, die Zahl der Kinder auch beim Adel einst recht erheblich. Als die sehr alte Baronin O. gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von einer Familie hörte, in der das zehnte Kind angekommen war, sagte sie kopfschüttelnd: „Wie kann man nur so viele Kinder haben!“ „Aber Marmachen“, erwiderte eine ihrer Töchter, „Du hast doch selber sechzehn Kinder gehabt“. „Ach was, Mitausche Geschichten“, ereiferte sich die Greisin. Sie hatte es vergessen, und auch die Zeit war eine andere geworden.

Bis heute [1938] wirkt sich die Fruchtbarkeit der Kolonisten im baltischen Gebiete aufs glücklichste aus. So entnehme ich einer Aufstellung, daß in Riga auf 1000 Seelen nur noch 9,3 Kinder geboren werden, während der Kreis Hasenpoth durch meine Siedler mit 33,3 an der Spitze der deutschen Gemeinden und auch an sich immer noch günstig dasteht.

Anmerkung 12

Den Spruch vom inwendigen Himmelreich schrieb ich auch über den Eingang der von mir wiedererbauten Petri-Kirche.

Anmerkung 13

Als ich einem „bekenntnistreuen“ Pfarrer mein schlichtes Glaubensbekenntnis so, wie ich es meinen Siedlern gebracht habe, wiederholte und ihn fragte, ob sich im Sinne Christi etwas dagegen sagen lasse, erwiderte er treuherzig: „Gewiß nicht, das ist alles ganz richtig, aber doch viel zu einfach“. „Jawohl“, bestätigte ich, „das ist es ja, was Sie Christus vorwerfen, daß er keine „theologische Fakultät“ gegründet hat; er hatte ja auch immer eine unerklärliche Abneigung gegen die Schriftgelehrten seiner Zeit. Er wollte von allen, vornehmlich von seinen einfachen Fischern und Bauern verstanden sein. Nun hat die Kirche, beginnend mit Paulus und anderen Judenchristen, jenem ‚Übelstande‘ abgeholfen und auf Christus und neben Christus eine zweite, nicht mehr so einfache Lehre aufgebaut, die der Welt vielleicht besser entspricht. Mag sie! Wenn sie uns Einfältigen nur erlaubt, mit dem größten evangelischen Gottesgelehrten, mit Schleiermacher, „uns an alles zu halten, was Christus gesagt hat und nicht an das, was über ihn gesagt ist.“

Anmerkung 14

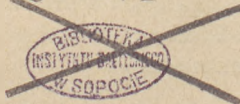
Der Tatsachen- und Offenbarungsglaube der „Bekenntnistreuen“ ist ausgesprochen unevangelisch, ein Rückfall in den Katholizismus und muß zu einer neuen Glaubensspaltung führen. Man spottet über den „Wunderglauben der Heiden“ und will gleichzeitig unsere Kirche auf äußeren Wundern aufbauen. Christus lehnt solche als Grundlage des Glaubens ausdrücklich ab, aber die große Masse war damals schon ebenso wundersüchtig wie heute. Wo beginnt, wo endet der Wunderglaube? Soll man auch an die Rede von Bileams Eselin glauben? Warum nicht? Es gibt um uns und in uns so vieles, was wir nie verstehen werden. Warum soll das gute Tier nicht geredet haben? Reden doch auch heute noch unzählige Esel. Aber selbst wenn ich tausend leibhaftige Eselinnen reden hörte, so würde das meinen Glauben nicht bestimmen. Die „Bileamiten“, so möchte ich die „Bekenntnistreuen“ biblisch nennen, sollten mehr als auf äußere Wunder auf die Stimme Gottes im Herzen achten.

Anmerkung 15

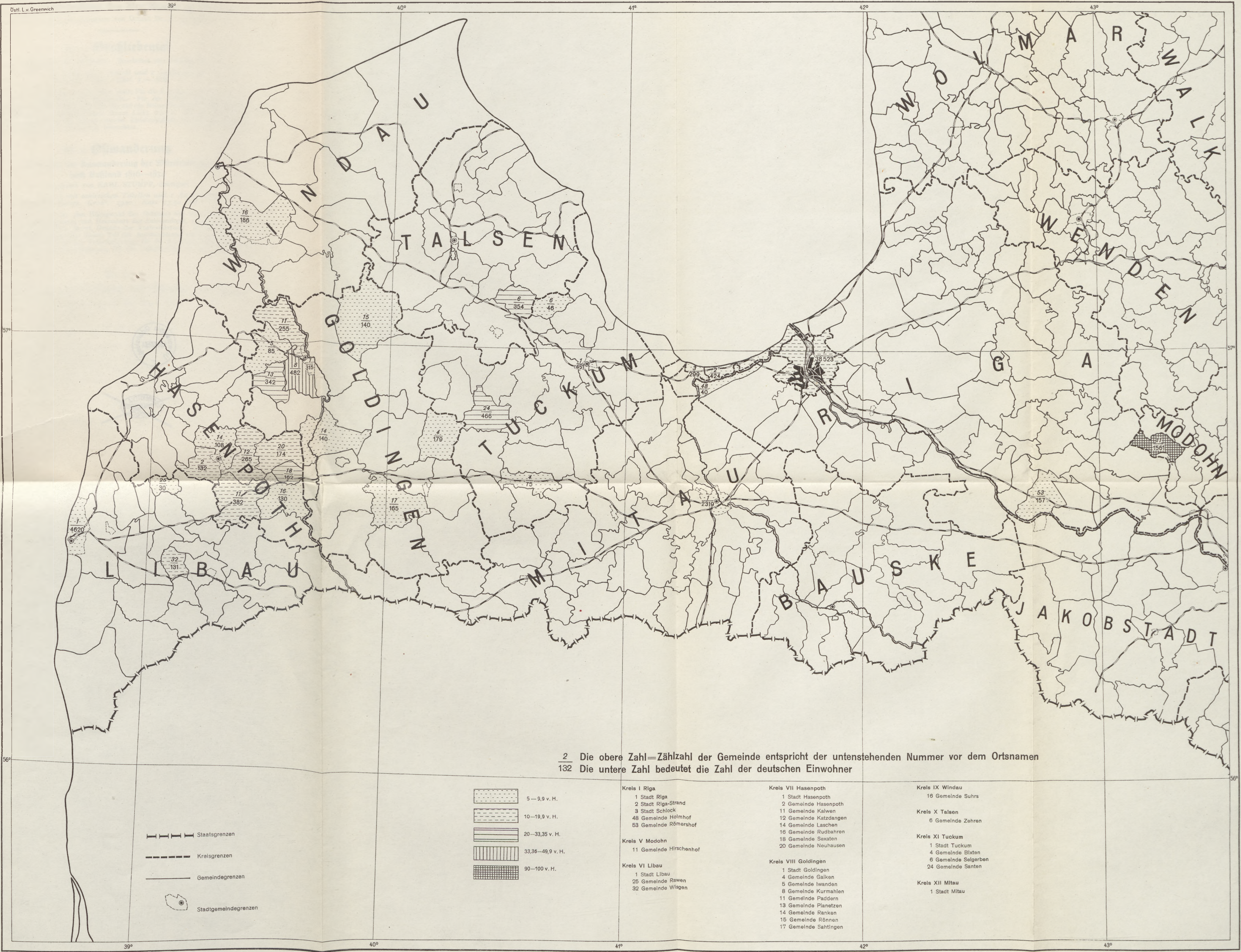
In Wirklichkeit bestand ein fühlbarer Mangel an Landarbeitern kaum; es wäre falsch, die Siedlungsarbeit damit irgendwie in Verbindung zu bringen.



S 1404 II



Karte des Deutschtums im westlichen Lettland



Sammlung Georg Leibbrandt

Quellen zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa

Im Auftrag herausgegeben von Dozent Dr. E. MEYNEN

Bd. 1: Großliebental

Von CHRISTIAN KUGLER. Bearbeitet von JAKOB STACH

*XX, 155 Seiten mit 1 Porträt und 1 Siedlungskarte.
Gr.-8°. 1940. Kart. 7,— RM.*

Westdeutscher Beobachter vom 30. März 1840: Für die Forschung ist diese Quellensammlung eine unerschöpfliche Fundgrube. Für die Politik aber stellen diese Dokumente wertvolle Fingerzeige dar, die auf die Behandlung der Volkstums- und Siedlungsfragen im osteuropäischen Raum Licht werfen. Die Herausgabe der Sammlung jetzt mitten im Kriege zeigt die Zielstrebigkeit, mit der Deutschland seine Verpflichtungen in Osteuropa betrachtet.

Dr. Franz Rodens

Bd. 2: Ostwanderung

Akten über die Auswanderung der Württemberger
nach Rußland 1816—1834

Bearbeitet von KARL STUMPP, Stuttgart

*XIX, 269 Seiten mit zahlreichen Tabellen und 1 Ausschlagkarte
der Reisewege. Gr.-8°. 1940. Kart. 13,50 RM.*

Der Verfasser bringt für den Höhepunkt des Ostzuges aus württembergischen Archiven Listen mit Namen und Heimatort der Auswanderer, mit Angaben über Familienstand, Vermögen, Beruf, Gründe der Auswanderung. K. Stumpp stellt damit die Untersuchung über diesen Teil der Auswanderung auf eine neue feste Grundlage für alle Zweige der Volksforschung, für die Auswanderungsgeschichte ebenso wie für die Wirtschaftskunde, für die Volksbiologie wie für die Sippenforschung.

Bd. 3:

Deutsche Bauernleistung am Schwarzen Meer

Bevölkerung und Wirtschaft 1825

Bearbeitet von HANS REMPEL

*XX, 108 Seiten mit 1 Ausschlagkarte und 10 Ausschlagtabellen.
Gr.-8°. 1941. Kart. 12,50 RM.*

Der Band behandelt die deutschen Siedlungen im Schwarzmeergebiet. Die darin enthaltenen Tabellen zeigen die Lebens- und Wirtschaftslage dieser Dörfer im Jahre 1825 und geben einen tiefen Einblick in die Zahl und die Zusammensetzung der Einwanderer, die Anfänge ihres Gemeinschaftslebens, in die Landnahme, die erste Bodenbearbeitung, Aussaat und Ernte — Aufschlüsse, die über deutsche Siedlungen in Osteuropa aus der Gründungszeit bisher völlig fehlten.

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

Nie wypożycza się do domu

BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

II 410387